Epist.
177
e

Ch. Wink. del. *Söckler sc. 1779.*

Epist. A7e-5

<36624907020016

<36624907020016

Bayer. Staatsbibliothek

Epist 17^e

Merkwürdige Briefe des Pabstes Clemens des XIV. (Ganganelli.)

Als
eine Nachlese zu den schon öffentlich
bekannt gemachten Briefen desselben,
von einigen seiner Verehrer
gesammelt,
und aus dem Italienischen übersetzt
von
Baptista Piccolmini.

Fünfter Theil.

Frankfurt und Leipzig
1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Uebersetzers
an das
deutsche Publicum.

Wenn ich es wage, mit dieser Uebersetzung im Publicum zu erscheinen, so ist nichts anders die Triebfeder, als die Verehrung, welche ganz Deutschland dem Andenken des großen Pabstes Clemens XIV. weihet. Es sind Briefe, welche dieser große Mann, dessen Herz voll Güte war, geschrieben, und welche einige Verehrer der Verdienste dieses großen Pabstes gesammelt, und auf Unterschrift, nicht zum Verkauf, sondern als Denkmäler, welche ihnen heilig, zum Druck befördert, und unter sich vertheilt haben. Ich bin so glücklich gewesen, ein Exemplar zu bekommen, gleich als der Druck im November 1777. geendigt war. Ohne zu wissen, wozu ich es noch brauchen könnte, war es unter meinen wenigen Sachen mit nach Deutschland gekommen, als ich mein geliebtes Vaterland verließ. Umstände, welche eine ver-

wechselte Regierung verursachte, nöthigten mich, nach Deutschland zu wandern. Ich hatte schon von der deutschen Sprache einiges erlernet; allein die Uebung, welche nun die Nothwendigkeit verursachte, hat mich nach und nach mehr Kenntniß erlangen lassen. In Hoffnung, als Sprachmeister meinen Unterhalt zu erlangen, wanderte ich durch die Schweiz, und suchte in protestantischen Ländern Unterstützung. Gott verließ mich nicht; denn dieses erfuhr ich sehr thätig, da ein Deutscher von Adel mich durch die Schweiz bis an die sächsischen Gränzen mit sich nahm. Meine Sprache, die ihm gefiel, und die er auch gut sprach, wie auch meine Armuth, wendete mir sein ganzes Mitleiden zu. So fand ich in seinem Hause Unterhalt, Schutz und Decke gegen den Winter. Ich suchte meine neue Sprache mir immer bekannter zu machen, und meinem Gönner auf alle Art gefällig zu werden. Ich bath Gott, und flehete ihn an, ein Vergelter der **Wohlthaten** zu seyn, die ich so großmüthig genoß.

Ich war einem Schiffe gleich, das nach Gefahren im Haven lag. Ich dachte nicht, daß mir Gott neue Prüfungen auflegen würde. Allein der Tod meines großmüthigen Gönners nöthigte mich, meinen Weg im Junius weiter fortzusetzen. Zu dieser schweren

Prü-

Prüfung gesellte sich eine weit härtere. Ich hatte mir ein Fieber zugezogen, und dieses nöthigte mich, auf einem Dorfe meine Wohnung aufzuschlagen. Mein Geld nahm immer mehr ab, und meine Krankheit zu. Nachdem ich fast zween Monate da zugebracht hatte, saß ich an einem Freytage in stillen Betrachtungen, als ein Fremder angeritten kam, da zu füttern. Durch mein kränkliches Aussehen zum Mitleiden bewogen, ließ er sich mit mir in ein Gespräch ein. Er hörte, daß ich ein Italiener wäre; und aus Liebe zu meiner Muttersprache, in welcher er mich anredete, wurde er mir selbst gewogen.

Nun erfuhr ich zum zweytenmal ausgezeichnete Beweise von der deutschen Redlichkeit. Dieser redliche Mann, den ich da zum erstenmal kennen lernte, und der gleich mein Gönner und Freund wurde, gab mir gleich thätige Beweise, so, daß ich im Stande war, nebst meinem kleinen Reste davon ein paar Monate zu leben. Dieser Gönner, — seine große Bescheidenheit hat es mir bey seiner Freundschaft, wie er sich gütigst ausdrückte, untersagt, seinen Namen öffentlich, wie ich thun wollte, zu nennen — sah aber noch weiter, und dachte auf längere Versorgung. Er war vier Stunden von meinem Aufenthalte entfernt, dennoch besuchte er mich oft, und

allemal empfieng ich thätige Beweise seiner Liebe. Er nöthigte mich, mit ihm zu reisen, und freundlich nahm er mich auf. Dieser wahre Menschenfreund fand bey mir die gegenwärtigen Briefe. Bey wiederholten Besuchen, die ich ihm machte, und wenn er mich in meiner Einsamkeit liebreich aufsuchte, gieng er die Uebersetzung durch, wozu er mich angefeuert hatte. So ist also die Uebersetzung entstanden, woran aber mein Gönner den größten und vorzüglichsten Antheil hat.

Endlich, aus mitleidender Liebe gegen mich, hatte er dem Herrn Verleger diese Uebersetzung empfohlen, und so erscheinet sie denn.

Ehe ich dieses wenige schliesse, muß ich noch etwas von dem hohen Verfasser gedenken, um soviel mehr, da ich das Glück gehabt habe, ihn von Person zu kennen.

Clemens war ein sehr gelehrter Mann. Seine Gelehrsamkeit war weit umfassend, und gründlicher, als man hätte denken sollen. Von je her ist er sehr arbeitsam gewesen, und alles sein Vornehmen und Wirken zeugte von einem unermüdeten Eifer. Nichts war ihm angenehmer, als die Fremden zu sprechen, welche Rom besuchten, und dieses that er auch noch als Pabst. Sowohl die Be-

gierde,

gierde, alles sich bekannt zu machen, um von allem urtheilen zu können, als auch die verschiedenen Fremden, die sich von Zeit zu Zeit in Rom einfinden, selbst in ihren Sprachen anreden zu können, hatte ihn unermüdet gemacht, alle Sprachen zu lernen. Zur besondern Zierde gereichte ihm dieses alles, als er Cardinal, und noch mehr, da er Pabst geworden war. Man kann sicher behaupten, daß noch nie ein Pabst gewesen, welcher so vieler Sprachen mächtig gewesen, als eben dieser. Außer den gelehrten Sprachen, sprach und schrieb er, nebst seiner Muttersprache, französisch, spanisch, portugiesisch, englisch, und deutsch; ja man sagt, er habe auch pohlnisch gesprochen. Eben so war er auch in allen Wissenschaften wohl gegründet.

Von seiner Herkunft ist viel seltsames gesagt worden. Das allerwundersamste, das ich in Deutschland erfahren, und welches sogar in öffentlichen Zeitungen in den verflossenen Jahren angeführt worden ist, daß er von Deutschland herstamme, und zwar von geringer Herkunft. Diese Fabeln verdienen aber gar keinen Glauben. Er ist ein geborner Italiener.

Sein Vater, Ganganelli, besaß ansehnliche Güter, und war von einiger Ge-

burt. Kaum hatte er die Mutter unsers Pabstes geehlicht, so gerieth er in einen weitläuftigen Proceß. List, heimliche Tücke, und Bestechungen machten denselben langwürig und verworren. Noch während dieses Handels erblickte unser Ganganelli das Licht der Welt. Seine Aeltern erzogen ihn so sorgfältig als sie konnten. Ehe jedoch noch die Entwicklung dieses geliebten Kindes erfolgte, und als selbiges fast fünf Jahre alt wurde, endigte sich der fatale Proceß, der den Aeltern fast alles Vermögen raubte. Sie waren sehr bekümmert, als sie so viel Geist schon in dem Kinde erblickten, und doch selbiges nicht gehörig bilden lassen konnten.

Doch dieses alles, so ungünstig und niederschlagend es war, konnte doch nicht das Genie des jungen Ganganelli unterdrücken. Die für ihn sorgende Gottheit lenkte das Herz eines großmüthigen Gönners zum Vortheil des jungen Ganganelli. Dieser Gönner war ein Anverwandter von seiner Mutter. Der Stand, das Vermögen, das Ansehen, und die Gaben dieses Freundes wurden wahre Unterstützungen für ihn. Er sah den jungen Vetter, und er sah ihn mit innigem Vergnügen. Die Neigungen, das Genie, und das artige Wesen, welches der treffende Blick des großmüthigen Vetters bemerkte, bewegten

ten ihn, daß er ihn der Dürftigkeit, der Stiefmutter großer Geister, entriß. Er nahm ihn zu sich. Nun war die einzige Sorge dieses redlichen Mannes, den jungen Ganganelli würdig zu erziehen. Er liebte ihn, als wäre er aus seinen Lenden entsprossen; und daher ließ er ihn auch so erziehen, und bilden, als wäre er sein eigner Sohn.

Nach dieser so väterlichen Sorgfalt bekam der junge Ganganelli einen eignen besondern Lehrer. Welch ein Glück für ihn! Es war ein Mann von einer gründlichen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit; es war ein Mann, welches noch mehr war, von einem strengen, und höchst tugendhaften Lebenswandel.

Mit Genehmigung des Gönners unsers Ganganelli kamen, um Theil an dieser Erziehung zu nehmen, noch fünf bis sechs adeliche Kinder dazu. Nun noch mehr angefeuert, der fleißigste und beßte Zögling zu seyn, brachte er es in kurzer Zeit sehr weit. Die immer mehr erlangten Einsichten in Sprachen, und in die freyen Künste wandten ihm immer mehr die Liebe seines Pflegers zu, und dieser glaubte sich immer mehr belohnt für seine Sorgfalt.

So sehr Ganganelli die Liebe seines Gönners sich erwarb und genoß, eben so sehr liebte

ihn sein würdiger Lehrer. Dieser wendete vorzüglichen Fleiß auf ihn. Mitten nun unter diesen günstigen Aussichten für den Lehrer, der Welt einen würdigen Mitbürger zu erziehen, und für den Zögling, ein würdiges, brauchbares und nützliches Glied in der Welt zu werden, entriß der Tod den edelmüthigen Gönner und Erhalter des Ganganelli. So groß dieses Unglück war, wurde es nur dadurch noch größer, daß dieser würdige Mann schnell gestorben war, ohne für seines Geliebten fernere Erziehung gesorgt zu haben. Ohne Zweifel würde nun alles wieder durch die Dürftigkeit zernichtet worden seyn, wenn auch jetzt nicht die Vorsicht wohlthätig für ihn gesorgt gehabt hätte.

Die Aeltern des jungen Ganganelli konnten ihn auf keine Weise unterstützen, und so war, nach menschlichen Aussichten, Ganganelli gleich der hoffnungsvollesten Saat, welche vom Hagel bedrohet wird. So wie aber nach verscheuchtem Ungewitter der Himmel sich wieder erheitert, und die noch zitternde Pflanze ihr Haupt nach und nach empor hebt, und nun schöner grünet, so lebte auch der betäubte Jüngling auf, als Barnaldi, ein mailändischer Graf, an welchen er war empfohlen worden, sich seiner auf das allerthätigste annahm. Auf seine gänzlichen Unkösten

ließ er ihn erziehen, und Ganganelli wußte diese Sorgfalt wohl zu nutzen. Mit jedem Tage wuchsen seine Kenntnisse, und wurden ausgebreiteter, so wie auch die Güte seines Herzens zunahm.

Er besaß ein sehr lebhaftes Temperament, und man hätte daher glauben sollen, daß er nichts weniger als den geistlichen Stand würde gewählt haben. Noch mehr: sein Gönner wünschte nichts weniger als dieses. Dennoch fiel seine Wahl auf den geistlichen Stand; und sein Gönner, der damit zwar anfänglich unzufrieden war, billigte endlich noch seine Wahl.

Diese Wahl war allen, die ihn kannten, unerwartet. Denn Ganganelli besaß, wie schon gesagt, eine nicht gemeine Lebhaftigkeit, und doch dabey auch viel Unschuld des Herzens; er war gesellig, und empfand das Glück der Freundschaft. Alle die ihn kennen lernten, mußten ihn liebgewinnen; daher geschah es auch, daß seine Geschicklichkeit bald bekannter wurde. Um sein Glück immer mehr zu machen, wußte die Vorsicht alles zu vereinigen. Sein Gönner, welcher sehr viel vermochte, unterstützte ihn nun immer thätiger, dergestalt, daß er ihm einen Cardinalshut auswirkte.

So

So großmüthig handelte der Graf Barnaldi; und nur Schade, daß er nicht alles erleben konnte, was seine wohlthätigen Absichten alles bewirken konnten. Der Graf starb. Alle Clienten, alle Freunde dieses Wohlthäters der Menschen, und unser Cardinal beklagten ihren großen Verlust.

Mit welchem Beyfalle Ganganelli Besitzer des heiligen Stuhls geworden, ist aller Welt bekannt. Nichts hatte ihn zu dieser Würde erhoben, als sein verbindliches Betragen, seine große Gelehrsamkeit, und sein nicht seltener Uneigennutz.

Clemens war mittler Statur, männlichen Ansehens, und etwas stark bey Leibe. Von je her war er arbeitsam. Seine Begierde, seine Kenntnisse immer mehr zu vermehren, war sehr groß. Alles dieses wurde mehr verstärkt, als er zur Bekleidung der päbstlichen Würde gelangte.

Als Pabst fuhr er immer fort, das ganze Jahr hindurch um fünf Uhr das Bette zu verlassen. Hierdurch gewann er freylich sehr viel Zeit seinen Geschäften obzuliegen, und sein Studiren fortzusetzen. Alle seine Briefe, wenige ausgenommen, schrieb er selbst, und machte also seinem Sekretär gute Zeit. Dieser

ser hatte fast keine andere Geschäfte, als die, welche einem Gesellschafter und Vorleser obliegen.

In Ansehung der gottesdienstlichen Handlungen war Clemens genau, und sehr regelmäßig, doch so, daß man dabey allen Schein, und alle Heucheley vermißte.

Sein vorzüglicher Hang zu den Wissenschaften, seine Neigung zu allem, was eine allgemeine Menschenliebe erfordert, sein Bestreben vorsichtig, und anständig alles, was unnöthig war, abzuschaffen, machte ihn bey allen verehrungswürdig. Alle Religionsverwandte verehrten ihn, und er bewies ihnen Liebe und Gewogenheit.

Alle Fremdlinge, ohne Unterschied, erhielten Zutritt zu ihm. Diesen Zutritt zu erleichtern, suchte Clemens das gewöhnliche Fußküssen, nicht ohne große Schwierigkeit des Cardinalkollegiums, aufzuheben. Nur bey feyerlichen Gelegenheiten nahete man sich ihm mit einer blossen Knieverbeugung.

Alle Künste und Wissenschaften genossen seinen Schutz und seine Beförderung. Diese Wohlthätigkeit war so ausgebreitet, daß sie sich ohne Unterschied der Religion, und der Länder auf alle erstreckte. Diese Wohlthätigkeit, wenn auch sonst nichts ihn bey allen

ver-

verehrungswürdig gemacht hätte, wird ihn immer unvergeßlich machen.

Alle Streitigkeiten suchte er immer selbst zu entscheiden. Er hörte mit einer seltenen Güte die Partheyen an. Seine Urtheile waren so genau, so richtig, so treffend, so unpartheyisch, daß alle Partheyen gleichsam gezwungen wurden, seine Urtheile zu verehren, und ganz einzusehen.

Kurz, alle Menschen, die das Glück gehabt haben, Clemens zu kennen, mußten diesen Mann groß schätzen, und alle seine erhabenen Eigenschaften bewundern. Er war ein großer Pabst, ein großer Wohlthäter der Menschen, und ein treuer und zärtlicher Freund.

Kann ich nun noch zweifeln, ob ein geehrtes deutsches Publicum meine Bemühung, die ich auf die Uebersetzung dieser Briefe verwendet, mit thätiger Unterstützung und Beyhülfe eines würdigen Menschenfreundes, und der Gütigkeit des Herrn Verlegers, wohl aufnehmen werde? Das viele Gute, was ich nun schon in Deutschland genossen, scheint mir schon dafür zu bürgen.

Geschrieben nach der Michaelismeße, 1778.

Baptista Piccolmini.

Vor-

Vorrede.

In einer Bemühung, wo uns ein und eben derselbe Trieb vereinigt hat, thue ich, verehrungswürdige Gönner und Freunde! auf Ihren Willen, und in Ihrem Namen das Letzte bey der Sammlung dieser Briefe. Die großen Eigenschaften, die Huld, und die Güte eines großen Pabstes, welches alles noch unsere Herzen bey dem Andenken, daß Er uns nun schon entrissen ist, tief beuget, haben in unser aller Herzen ein nie versiegendes dankbares Andenken gegraben.

Den-

Denken Sie sich, meine Gönner und Freunde! noch die liebenswürdige Person dieses großen Besitzers des heiligen Stuhls. Güte war sein Blick, heiliger Ernst seine Miene, Anmuth, und sich weit erstreckende Wohlthätigkeit seine Rede. Stellen Sie sich seine Andacht, welcher auch der ruchloseste Bösewicht keinen Schein von Heucheley oder Unlauterkeit andichten konnte, wieder recht lebhaft vor, mit welcher er im Heiligthume der Gottheit, gleich einem ehrfurchtsvollen Seraph, den Ewigen anbethend verehrte: rufen Sie das ganz zärtlich väterliche Betragen in Ihr Gedächtniß zurück, mit welchem er den Segen über die Gemeine aussprach, die der göttliche Mittler errungen: Erinneren Sie

sich

sich an das liebvolle Wesen wieder ganz, mit welchem er auch im Leiblichen sein Volk regierte.

War je ein Besitzer des heiligen Stuhls, welcher mehr wahre Gelehrsamkeit besaß als Er? Hat je einer mehr Güte des Herzens, mehr allgemeine Menschenliebe, mehr wahre und ungeheucheltere Religion bewiesen? Hat je einer die Liebe und die Achtung in größerm Maße von allen Königen der Erde ohne alle Einschränkung genossen? Ist je einer von allen andern Religionsverwandten so sehr hochgeachtet worden, als Clemens der Vierzehnte?

Aber diese Größe, dieses so sehr Verehrungswürdigen steigt noch

höher, wenn Sie bedenken, daß der verewigte Pabst alles unter dessen Vorfahren der Kirche Drohende weislich, doch nicht durch seine Kräfte allein, wie Er selbst zu sagen pflegte, sondern durch die Ihn unterstützende Gnade GOttes abzuwenden gewußt hat.

Die Beweisthümer sind Ihnen allen bekannt, und die Zufriedenheit der Könige, nebst der Wiedergabe von Avignon und Benevent predigen dieses der ganzen Welt.

Gleich einem guten Hausvater, welcher die Undankbaren seines Hauses, und die dasselbe entehren, weislich daraus entfernet, erfüllte Clemens die Bitten der Könige, und rettete seine Heerden von den eingeschlichenen

Miethlingen. So viel that Clemens; und doch fand Er seine Hasser.

Die Gottheit, die Ihn für diese Welt zu gut fand, ließ den schwärzesten Undank, und die nie vergeßliche That zu: — Doch ich schweige. Clemens Geist eilte der Hand Gottes zu, die ausgestreckt war, Ihn schon der Undankbarkeit zu entreissen; und aus dem Himmel ertönten gleichsam diese Worte:

Oh sconoscenza! oh nera
Infedeltà! Sol degl' ingrati accrebbi
Co' benefizj miei dunque la schiera?

das ist:

O Undank! o grausame Treulosigkeit! vermehrte ich denn nur mit meinen Wohlthaten die Menge der Undankbaren?

Rom, im November 1777.

Briefe Pabst Clemens XIV.

Erster Brief.

An die Prinzeßinn ***

Meine Prinzeßinn!

Hätten Sie nicht selbst mir anbefohlen, den Zwang abzulegen, den die verschiedenen Verhältnisse unter den Menschen nothwendig gemacht haben; schrieben Sie mir selbst nicht, mit aller Herablaßung und Vergessenheit jenes Zwanges: so würde ich es nie gewagt haben, in dem Erguße des Herzens mit Ihnen zu reden, wie ich in allen Briefen thue, die ich die Ehre, Ihnen zu schreiben habe. Nie würde ich Ihnen alles das haben sagen können, was Ihnen, wie Sie gütigst zu sagen belieben, angenehm und unterrichtend gewesen; aber auch mich würden Dero gütige Zuschriften nicht zu dem Herzenserguß gebracht haben, wenn

Sie nicht mit soviel Güte mich von Zeit zu Zeit dazu aufgefordert hätten.

In Ihrem letzten Briefe fordern Sie mich auf, daß ich Ihnen meine Gedanken, über das wahre Glück, und den glücklichsten Stand auf der Welt, mittheilen soll; und ich gehorche um desto lieber mit der innigsten, beruhigungsvollesten Freude, da Sie, meine Prinzeßinn! mir diese Gedanken abfordern, und zwar in einem Alter, wo man durch die Lebhaftigkeit der Jugend selten zu solchen ernsten Betrachtungen kömmt, wie Sie von mir fordern. Möchten meine Betrachtungen und Gedanken über diesen Gegenstand Ihnen doch alle Genugthuung verschaffen, die Sie nur wünschen können!

Wenn ich Ihnen das wahre Glück werde geschildert haben, alsdenn werden Sie auch den glücklichsten Stand leicht kennen lernen. Wir empfinden das Glück auf zweyerley Weise. Erstlich, indem wohlthätige Eindrücke auf unsere äußern Sinne wirken, und dadurch unser innerer Zustand also geordnet wird, daß wir sagen können: wir empfinden ein beruhigendes Vergnügen. Zweytens werden wir die Gegenwart des Glückes bemerken, wenn unser denkender Geist unser inneres und äußeres Bestreben und Wirken beurtheilet, und dasselbe gut findet; alsdenn entzückt der beruhigende

Ausspruch unsers innern Richters das Herz, und hierauf beruhet die Güte eines Glücks.

Sie sehen also, meine Prinzeßinn! daß, wenn wir das Glück empfinden, durch die Eindrücke äußerer Gegenstände, selbige von besonderer Beschaffenheit seyn müssen. Sie sehen ferner, daß selbige uns bald ein scheinbares, bald ein wahres Glück empfinden lassen können. Sie, zum Beyspiel, werden von lauter Gegenständen gewöhnlich umgeben, die nichts thun, als daß sie die äußern Sinne schmeicheln; desto mehr muß mich die Güte Dero guten Herzens zur größten Bewunderung hinreissen, daß Sie davon nicht geblendet werden, obgleich dieses alles die gefährlichen Klippen sind, woran schon so viele gescheitert, und auf immer von dem wahren Glücke entfernet worden sind. Wenn werden denn also die äußern Gegenstände uns zum wahren Glücke werden? Nicht eher, als wenn wir unter ihnen eine kluge Auswahl treffen; wenn wir die gewählten so brauchen, daß unser inneres Bewußtseyn, und die stille, nur in dem Herzen des Weisen hausende Ruhe, auf keine Weise bald oder spät, gekränkt wird. Beym Genuße aller äußern Gegenstände müssen nicht die, mehr oder weniger zügellosen Leidenschaften, sondern unser Gewissen das Maaß entwerfen und bestimmen. Man muß die äußern Gegenstände nicht so nutzen, daß ihr Genuß ein

ein starkes oder schleichendes Gift in unser Herz bringe: noch viel weniger so, daß der Gebrauch derselben uns gar zu Lastern leite: denn auf diese Weise kämen wir immer weiter vom Glücke ab. Ey! werden sie sagen, hat man da nicht alle Behutsamkeit nöthig, ehe man sich den Genuß eines äußern Gegenstandes erlaubet? Sie haben Recht; und mit innigem Vergnügen habe ich bemerkt, daß Sie hierinn immer sehr glücklich gewesen sind. Fahren, — Spielen, — Tanzen, — Reichthümer, u. s. w. — lauter Klippen, und doch bey dem ersten Anblick Züge von Glück. Wie freue ich mich, Ihnen das Zeugniß geben zu dürfen, daß Sie alles dieses und mehrers, welches ich jetzt mit Stillschweigen übergehe ohne den Genuß desselben zur Leidenschaft werden zu lassen, zu Ihrem Vergnügen, und zum Beytrag Ihres Glückes zu machen wissen! Alles dieses ist auch weiter nichts, als ein spitzig Messer, das in der Hand eines Erwachsenen ein nützlich Instrument, aber in der Hand eines Kindes, oder eines Unüberlegten, ein verletzender Stahl ist.

Ich kann sicher hoffen, daß Sie deswegen die weise und segensvolle Hand dessen, der alles dieses gegeben, aus dem rechten Standpunkt betrachten werden; daß Sie nicht fragen werden: warum gab uns der gute Gott alles dieses? Es ist mir mehr als zu bekannt, daß Sie

Dero

Dero gesammelten Einsichten, diese Frage zu erörtern, richtig leiten werden. Ich kann glauben, daß Sie alles, was Sie umringt, als redende Beweise eines für seine Geschöpfe, und auch vorzüglich für Sie sorgenden Gottes ansehen werden; daß Sie alle äußere Gegenstände als liebliche Früchte betrachten werden, die zwar wohl schmecken, deren zu unmäßiger Genuß aber schädlich wird. Mithin ist alles Aeußere an und für sich kein Glück; aber dessen rechter, vernünftiger Gebrauch wird in der Hand des Weisen ein Instrument, sein Glück, wenigstens äußerlich zu vermehren.

Weit erhabener, weit bleibender, und weit beruhigender sind die Empfindnngen des Glücks, deren Ursprung aus dem sanften Bewußtseyn edeln Bestrebens und Wirkens herrühret. Hier kommen uns nun vorzüglich geläuterte, und erweiterte Einsichten zu statten; je vielfältiger und größer selbige werden, desto größer muß das Glück seyn. Welch ein Glück muß es Ihnen seyn, oder für Sie werden, da Sie von dem edeln Bestreben belebt werden, täglich Ihre Einsichten zu vermehren! Ein Sterblicher, er mag in welchem Stande leben, in welchem er will, wird zwar einen hohen Grad des Glücks und volles Vergnügen geniessen, wenn er solche Einsichten mit jedem Tage einsammelt, die sich auf seinen Stand beziehen; aber weit höher

wird sein Glück steigen, wenn er die Natur und ihren Urheber mit jedem Tage mehr studirt, und seine Einsichten also bereichert. Soll aber dieses Glück mit seinem unsterblichen Geiste, in einer demselben bestimmten, unübersehlichen Ewigkeit fortdauern — soll dieses Glück ewig seyn: so muß der Verstand höher steigen, und, gleich dem zur Sonne auffliegenden Adler, sich zu dem Unendlichen, zu dem Allerwohlthätigsten aufschwingen. Wird er aber dieses thun können, ohne von der wohlthätigen Hand der erhabensten und heiligsten Religion geleitet zu werden? ohne zu lernen, daß in dem göttlichsten Mittler ein unabsehlich Glück seiner wartet?

Aus diesen wenig und flüchtig hingeworfenen Gedanken werden Sie nun leicht die Folge ziehen können, daß sich die Frage so geradehin nicht entscheiden läßt, welches der glücklichste Stand auf Erden sey. Betrachtet man diese Sache überhaupt, so lebt der in dem glücklichsten Zustande, dessen Wünsche alle befriediget werden. Sieht man die Sache von der Seite an, wie sie die Menschen verschiedentlich in Erwägung ziehen: so giebt es fast soviel glückliche Stände, als sich die verschiedenen Menschen nach ihren Temperamenten ihr Glück bilden. Der glückliche Stand der letztern ist von keinem Bestande; denn ist ein Wunsch befriedigt, so ist auch schon ein neuer zu be-

friedi-

friedigender da. Dieser Begierde, nach immer neuen zu erfüllenden Wünschen sind Arme und Reiche, Vornehme und Geringe ausgesetzt, und sie zeigt von der Endlichkeit und Vergänglichkeit der, unsern Geist umfassenden Hülle. Betrachten wir alle Wünsche, die nur gethan werden können, so gehen sie gemeiniglich auf das Vergängliche, und also auf das, was unsern Geist gar nicht auf immer befriedigt. Einer aber wird mehr als der andere seine Wünsche befriediget sehen; und dieses beruhet auf seinen mehr oder weniger erweiterten Einsichten. Der Einsichtsvolle wird sich freylich immer nur solche Wünsche erlauben, die für ihn nichts unmögliches, oder wohl gar eiteles in sich fassen. Da er, vermög seiner gesammelten Einsichten, die er auch noch täglich vermehrt, auf nichts als reelles denkt: so kann es nicht anders seyn, als daß alles, was er wünscht, sein Glück mit jedem Tage vermehrt. Jeder muß also immer mehr und mehr, so lange er lebt, sein Glück vermehren, indem er alle seine Gedanken und Handlungen auf der Wage der Moral abwiegt, und dann aus der herrlichen Quelle der beßten und göttlichsten Religion Unterstützung zu den beßten Entschlüssungen auffaßt.

Schliessen

Schliessen sie nun immer, daß der Stand des Christen vorzüglich den Namen des glücklichsten verdient. Standhaft, wie ein Berg Gottes; ruhig, wie die stilleste Sommernacht; heiter, wie der allerschönste Tag, — so ist des Christen Glück beschaffen, so lange er hier die Tage der Unvollkommenheit durchwandelt, und wenn er endlich in die Ewigkeit hinüber eilet. Alsdenn aber genießt er ein Glück, das alle Begriffe von Glücke hier auf Erden übersteigt.

Daß doch diese wenigen und flüchtig hingeworfenen Gedanken, von einer Sache, von der man wegen ihrer Wichtigkeit viele Bücher schreiben könnte, Ihnen nur einige Befriedigung gewähren könnten! es würde gewiß dadurch mein Glück eben soviel Zuwachs erhalten, als durch die Ehre, welche ich geniesse, zu seyn u. s. w.

Ihr

unterthänigster

Ganganelli.

Zweyter Brief.

An den Marchese * * *

Sie, gütiger Freund! deßen Herz voll des edelsten Bestrebens, und der innigsten Freundschaft ist, Sie verlangen in Ihrer freundschaftlichen Zuschrift, daß ich Ihnen von der Freundschaft schreiben soll? Ich soll Ihnen das Herrliche schildern, worinn Sie Original sind? Sie bitten mich zum zweytenmale darum? — Dürfte ich besorgen, daß ich Ihre, mir theure Freundschaft beleidigte, daß ich auf Dero gütige Nachsicht, in Schilderung einer Sache, die mehr gefühlt als beschrieben werden kann, und worinn ich erst von Ihnen abzulernen habe, nicht sichere Rechnung machen könnte, so würde ich es gar nicht wagen können. Doch Ihre wiederholte so gütige Bitte, ist mir zu theuer, und mehr als Befehl.

Das herrlichste Geschenk der Gottheit, das sie den von ihr verirrten Menschen schenkte, um selbige auch im natürlichen Zustande noch durch etwas zu unterstützen, ist die Freundschaft. Sie sehen also, mein Geliebter! daß der Ewige sie, gleich bey der Schöpfung des Menschen, in dessen Herz senkte. Welch ein gütiges, und liebevolles Wesen muß er nicht seyn, daß er, bey der Empörung der Menschen gegen ihn, nebst andern ihnen geschenkten heiligen Eigen-

schaften,

schaften, nicht dieses Kind des Himmels ihnen und uns entzog! Daß aber, so lange nun schon das menschliche Geschlecht dauert, die Freundschaft von allen verehrt, und gesucht wird, ist eine Sache, wovon alle Zeitalter uns Beweise liefern. Betrachten Sie die göttliche und weltliche Geschichte, so werden Sie dieses allerwegens bekräftiget finden.

Hören Sie, wie herrlich die klugen Heiden von der Freundschaft gedacht, und uns ihre Gedanken schriftlich hinterlassen haben. Der kluge Cicero, welcher ein ganzes Buch von der Freundschaft geschrieben hat, sagt: * „Ich ermahne euch, daß ihr die Freundschaft allen „menschlichen Dingen vorziehet. Nichts ist „der Natur so angemessen, noch in Glück und „Unglück so zuträglich, als die Freundschaft.„ Und er fügt davon die Ursache hinzu, wenn er spricht: ** „Glück wird durch Freundschaft er„hoben, und Unglück, das man dem Freunde „klagt, wird leichter.„

Daß aber alle Menschen, auch die, welche man Misantropen nennt, doch der Freundschaft nachjagen müssen, bezeugt Plutarch, durch das Beyspiel des menschenfeindlichen Timons. Der schon angeführte Cicero *** behauptet sogar,

* Im B. von der Freundschaft, K. 5. ** Ebend. K. 6.
*** Ebend. K. 5.

sogar, daß alle eingestehen müßten, daß ohne Freundschaft das Leben nichts sey. Und in der That, also verhält sichs auch; denn daß ich abermal mit dem Cicero * rede, wo die Freundschaft fehlt, da mangelt auch alle Anmuth im menschlichen Leben. Wenn nun ohne Freundschaft das Leben nichts ist; wenn jeder, nach dem allen Menschen eingesenkten Triebe, die Freundschaft verehren muß, so ist es wohl außer Zweifel, daß jedermann sich auch wahre Begriffe von der Freundschaft verschaffen müsse. Die verschiedenen Grade der Beziehungen der Menschen untereinander machen hierinn keine Ausnahm; wohl aber hat einer immer mehr Verpflichtungen auf sich, dieser Verknüpfung gemäßer zu leben, als der andere.

Die, welche die Bande der Blutsfreundschaft vereiniget, haben daher mehr Verpflichtung auf sich, als die, welche durch andere Umstände das Band der Freundschaft geknüpft haben. Plutarch sagt von der Bruderliebe, ** daß sie die Basis sey, und daß die Freundschaft der Menschen, welche die Vertraulichkeit miteinander verbunden hat, nur ein Schatten, und eine Abbildung derselben sey.

Hieraus werden Sie leicht schliessen können, wie unverantwortlich es sey, wenn Blutsfreunde,

---

* Im B. von der Freundschaft, Kap. 6. ** Plut. de amore fraterno.

de, anstatt der Freundschaft zu opfern, das Kind der Hölle die Feindschaft verehren; ferner, wenn die heiligste Religion die Bruderliebe so sehr empfiehlt, und der göttlichste Erlöser selber dagegen eifert, und den einen Todschläger nennt, der seinen Bruder hasset, daß die Freundschaft nothwendig durch einen innern, in allen Menschen wohnenden Trieb müsse erzeugt werden, und daß dieses göttliche Gesetz nur eine Wiederholung und genauere Bestimmung des natürlichen Gesetzes sey, das in aller Menschen Herz eingegraben ist, da es die in der heiligen Religion blinde Heiden erkannten, befolgten, und anriethen.

Ich habe schon gesagt, daß alle Menschen, auch viele wider ihren Willen, die Freundschaft verehren müssen; allein wir sehen doch täglich, daß einige es mehr als andere thun: und das sind solche, deren Herz mehr Güte, mehr Gefühl, und mehr Rechtschaffenheit athmet. Nichts, sagt der weise Cicero, * ist unter allen Verbindungen herrlicher und fester, als wenn redliche, und in Sitten und Denkungsarten gleiche Männer durch das Band der Vertraulichkeit vereiniget sind. Und nur bey guten und redlichen Leuten kann die Freundschaft statt finden.

So

* I. Offic c. 17.

So schön alles dieses lautet, so wird ein Sterblicher doch nur erst dann dem höchsten Grade der Freundschaft hier auf Erden immer näher kommen, wenn er das thut, was die heiligste Religion ihm in diesem Stücke zu befolgen vorlegt. Den höchsten Grad der Freundschaft aber wird er erst alsdenn erlangen, wenn er zum höchsten Glücke und zur höchsten Vollkommenheit gelanget ist.

Indessen, da er noch in dem Lande der Unvollkommenheit wandelt, bleibt noch eine Frage übrig, die Sie mir, **mein gütiger Freund!** gestatten werden. Was hat man in Ansehung der zu suchenden Freunde zu beobachten? Ich glaube Klugheit, Weisheit, Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit, und Uneigennützigkeit müssen die Leiter seyn, die uns in diesem Gesuch zur Seite seyn sollen.

Haben wir einen Freund gefunden, so muß derselbe nicht weniger geliebt werden, als wir uns selbst, unsere Vortheile und unsern Nutzen lieben. Immer, **mein würdiger Freund!** ist mir Ihr liebevolles Herz hierinn Muster; immer fällt mir die rührende Freundschaft bey, die Sie jedem beweisen. O ihr würdigen Muster wahrer Freundschaft, die uns das Alterthum aufstellt, was finde ich auch nicht in euch! — **Damon** und **Pythias** sind ein solch herrlich Muster. Sie wissen, mein Theuerster! daß der Eine von dem **Dionys** sollte getödtet wer-

den. Ehe dieses geschah, bath er, nur erst zu Hause seine Geschäfte in Ordnung bringen zu dürfen. Der andre stellte sich zum Bürgen für ihn. Alle lachten, da sie das Wahre in der Freundschaft nicht kannten, über ihn, und glaubten, der Andere würde den Einfältigen, der mit seinem Leben für das seinige bürgte, dem Tyrannen überlassen. Aber, welche Beschämung erfolgte! nie denke ich mir diese Scene, ohne eine durch Erstaunen, Bewunderung und innige Rührung gewirkte Zähre fliessen zu lassen. — Der nach Hause geeilte kehrte am bestimmten Tage zurück, um den bürgenden Freund abzulösen, und den gedrohten Tod zu leiden.* O, mein Freund! wie schmelzte dieses das Herz des Tyrannen! Ganz Rührung, ganz Empfindung, ganz Beschämung bath der Tyrann, daß diese zween so würdigen Freunde ihn zum Dritten ihrer Freundschaft machen sollten; und bey dem Zudrange von Gefühl, konnte da Dionys nur noch an den gedrohten Tod denken? Hier traf die Forderung des einsichtsvollen Pythagoras ** ganz ein, wenn er sagt: Die Freundschaft macht aus Vielen ein Einiges.

Ferner haben wir auch Treue und Glauben zu beweisen denen, die uns mit ihrer Freundschaft beehren. „Schenke ihm, spricht Seneca, ***

„dein

* Cicero III. Offic. c. 10. ** Ebendas. Kap. 17.
*** Seneca Ep. 3.

„ dein ganzes Herz; sprich mit ihm, wie mit „ dir selbst, du aber lebe also, daß du nichts „ thuest, was du nicht auch vor den Feinden „ thun könnest. Da sich aber verschiedenes er- „ eignet, welches die Gewohnheit zu Geheim- „ nissen macht, so überlege alles mit deinen „ Freunden, und theile ihnen auch alle deine „ Gedanken mit. „

Mein Geliebter! welch ein Meer von Wonne von Glückseligkeit eröffnet uns nicht die Freundschaft! Aber hier stößt uns eine neue Frage auf: Welches sind die Pflichten, welche die gegen andere beobachten müssen, so durch das Band der Freundschaft so angenehm verbunden sind? Sell sich die Güte ihrer Herzen nicht außer der Sphäre der Freundschaft thätig beweisen? Allerdings! ich mag Freunde, die miteinander verbunden sind, als bloße natürliche, oder als solche Menschen betrachten, deren Herzen durch die göttlichste Religion erwärmt werden. Vorzüglich aber wird mir diese Frage in Ansehung solcher Menschen wichtig, welche die Freundschaft reicher, größer, und mächtiger Menschen genießen. Und, wie werde ich die Pflichten für solche beßer bestimmen können, als wenn ich, mein verehrungswürdiger Freund! selbige von Ihrem liebevollen Betragen entlehne?

Wenn es wahr ist, daß Freunde, — wahre Freunde sich zu erwerben eine schwere Sache ist,

so muß es hauptsächlich für Könige Große und Reiche sehr schwer seyn. Wer wird mehr geschmeichelt, und mehr hintergangen, als eben diese? Niemand hat weniger Aufrichtigkeit, Treue, Offenherzigkeit, und Redlichkeit zu erwarten, als eben sie. Daher ist es eine eben so große als alte und unbezweifelte Wahrheit: Wahre Freunde sind der Könige allergrößter Schatz!

Freunde solcher erhabenen Menschen, und solcher glücklichen Leute, können nicht gewissenhafter handeln, als wenn, mit Ihrer Erlaubniß, mein gütiger Freund! ich Ihr gewissenhaftes Betragen schildere, das sie im Genuße der Gunst Ihres erhabensten Gönners gegen andre beweisen.

Wer vergißt seinen eignen Nutzen und seine Vortheile, die er sich, mit Recht verschaffen könnte, mehr als Sie? — Wer spricht von seinen guten Eigenschaften und Vorzügen, die ihm die Vorsicht geschenkt hat, weniger als Sie? — Wer empfiehlt andere und ihre Bedürfnisse dringender ihrem gütigsten Versorger? — Wer hört die Bitten bedrängter Menschen lieber, als Sie? und wer sucht alles anzuwenden, um den Bedrängten wohlthätigst beyzustehen, wenn sie unter der Last der Verfolgung, des Lasters und der Armuth seufzen? Sie,

wür-

würdigster Freund Ihres erhabensten Gönners! — Sie fühlen und geniessen das Glück der Freundschaft, und aller daher fliessenden herrlichen Quellen, schon hier in diesem so unvollkommenen Leben; Sie suchen schon jetzt, in den muntersten Jahren des Mannes, Ihr Herz ganz Güte zu machen: gewiß, wenn dieses so gute Herz mit jedem zurückgelegten Jahr zunehmen wird, so kann ich sicher vorher sagen, daß Sie bey doppeltem Alter schon hier auf Erden ein Engel seyn werden. Mit Entzücken, und ganz hingerissen, denke ich mir einst Ihren glücklichen Ausgang und den Uebergang in das Land der Vollkommenheit, und auch der herrlichsten vollkommensten Freundschaft. Alsdenn werden alle die schönen, uneigennützigen Handlungen, und die durchaus Güte sind, Ihnen die herrlichste Erinnerung und das unschuldigste Andenken an dieselben verschaffen. Wie glücklich werde ich auch seyn, wenn Sie mich alsdenn noch Ihrer Freundschaft würdig finden, wie ich jetzt mit der dankbarsten Erwiederung die Ehre habe zu seyn

Ihr

Rom, den 24. Februar.
1748.

unterthäniger Diener,
Ganganelli.

Dritter Brief.

An den Marquis ***

Mein Herr!

Das die Besitzer des heiligen Stuhls so sehr beschimpfende Buch, welches Sie mir haben zustellen lassen, habe ich nun durchgelesen. Nicht sowohl Haß, als vielmehr inniges Mitleiden hat mich bey Lesung desselben ergriffen. Wie gerne schmähen und lästern doch die Menschen einander! Alle Regeln der Wohlanständigkeit, alle Gesetze der Natur, und alle Vorschriften der heiligsten Religion vermisse ich darinn, und finde ich überschritten.

Erwarten Sie ja nicht, daß ich mein Urtheil genau fällen solle; allein Natur, Religion und Pflicht treiben mich, Ihnen einige Bemerkungen, kein Urtheil aber, sage ich noch einmal, zu überschreiben, um Ihr gutes Herz und andere, mit denen Sie von diesem die Religion entehrenden Buche sprechen, vor Menschenfeindlichkeit und Irreligion zu sichern.

Ich will dem Leitfaden des Buches folgen.

Leo, der dritte dieses Namens, wird auf der schwärzesten Seite geschildert. Allein, wie leicht bemerkt man nicht, bey einiger genauern Betrachtung der damaligen Händel, daß Zwiespalt, Eigennutz und Partheygeist alles dieses verursacht habe, was man in dieser Sache diesem damaligen Besitzer des heiligen Stuhls

zur

zur Last legt? Die Geschichtschreiber bekennen doch einmüthig, daß Carl der Große, ein Herr voll Billigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit gewesen sey; wie kann man nun diesem Pabste alles so übertrieben anrechnen, und zur Last legen? — Nur eine Bemerkung erlauben sie mir dabey. Wäre Leo der dritte so beschaffen gewesen, wie er in diesem Buche geschildert wird, so muß alles das nicht wahr seyn, was alle doch von Carl dem Großen erzählen, und rühmen; oder, wenn alles wahr ist, um die historische Glaubwürdigkeit nicht zu verletzen, so muß Leo nicht der häßliche Mann gewesen seyn; denn die Geschichte berichtet uns doch, daß die beyden Hauptankläger mußten nach Frankreich exiliren; und Carl beschenkte nicht nur den heiligen Stuhl, sondern befestigte und vermehrte auch seine Gerechtsame.

Aus diesem allen sehe ich nun nicht, wie Leo der so übel geschilderte Mann seyn soll; vielmehr wird jeder einsehen, daß die damaligen Unruhen von Eigennutz angesponnen worden sind, und Partheygeist hat sie genährt. Ist es aber nicht die größte Unbilligkeit, behaupten zu wollen, daß, da nun Leo so übel geschildert worden, gesagt wird: die meisten Besitzer des heiligen Stuhls sind von Eigennutz, Stolz, und ich weis nicht von was allem, immer belebt worden. Die größte Unbilligkeit leuchtet aus diesem Urtheile hervor. Wer hat je eine Fol-

gerung von einem auf viele als richtig erkennen können? Und wo bleibt die nöthige, auch den Heiden heilige Regel, von den Todten lieber Gutes als Böses zu reden?

Ich schaudere in mich zurück, wenn ich die betrübten Zeiten denke, in welche die Kirche und viele Länder unter Heinrich, dem vierten dieses Namens, versetzt wurden. Der ungenannte Verfaßer schildert diesen Kaiser so, daß er dabey vergißt, allen Personen, die in die damaligen Händel verwickelt waren, die gehörige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Eben so werden, immer zur Beschimpfung des heiligen Stuhls, mit aller Partheylichkeit die folgenden Händel geschildert. Bey Erzehlung vergangener Dinge ist überhaupt die Behutsamkeit sehr nöthig, sein Herz von Partheylichkeit zu reinigen, und von Vorurtheilen zu befreyen, die den Verfaßer und seine Denkungsart zu sehr entlarven.

Wie ich aus dem Ende dieses Buches sehe, soll in der Folge das zwölfte Jahrhundert, und so auch alle darauf folgende Jahrhunderte, auf diese Weise durchgegangen werden; indessen muß ich bekennen, daß ich darauf gar nicht neugierig bin. Hätte der Verfaßer unpartheyisch geschrieben, die Personen gehörig charakterisirt, und der Lage der Gesinnungen, und ihrer Quellen gehörig nachzuspüren gesucht, um in den verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen

die

die Ursachen zu zeigen, warum man so, und nicht anders gehandelt, so würde nicht die Lust bey Lesung desselben verloren, wenn man die Begierde zu schmähen, allenthalben entdeckt.

Verzeihen Sie, Herr Marquis! wenn ich das, was mein Herz zu sehr erschüttert, Ihnen habe lebhaft mitzutheilen, gesucht. Ich leide unendlich, wenn ich die Handlungen betrachte, die die Geschichte von Haß, Feindschaft, Neid, Verfolgung, und Partheygeist aufstellet. Gieng es meinen Wünschen nach, so könnten geschehene Sachen anders gemacht werden: so möchte ich nichts als gute, moralische Charaktere aufgestellt sehen. Allein, da wir nun einmal Menschen sind, die von dem Gipfel ihres Glücks sich selber herab gestürzt haben, so kann es nun nicht anders seyn, als es wirklich ist. Doch sind deswegen noch nicht die Verbindlichkeiten zu dem täglichen Bestreben aufgehoben, immer so moralisch zu handeln, als man nur kann. Hätten alle Glieder der Christenheit immer so viel möglich sich bestrebt, so zu handeln, und geschähe dieses noch jetzt, so würde uns die Geschichte lauter Charaktere aufstellen können, die unser erlangtes moralisches Gefühl wenigstens nicht so sehr erschütterten. Indessen sind auch schlechte Charaktere noch, wie jede schlimme Sache zu etwas gut, hier in diesem Lande der Unvollkommenheit; nämlich, jeder Mensch, der nur noch einen Funken wahres moralisches

Gefühl hat, wird in dem Abscheu gegen das Laster bestärkt werden, und zwar durch ein Mitleiden, welches die menschliche Schwäche wirkt.

Ich weis gewiß, daß Sie Ihre Gesinnungen in diesem Stücke mit meinem Gefühl vereinigen werden; ich weis, daß Sie meine Offenherzigkeit mir zu gut halten, und mir erlauben, auch ferner mit aller Hochachtung zu seyn

Ihr

Rom, den 2. Jun.
1748.

gehorsamster Diener,
Ganganelli.

Vierter Brief.

An Ebendenselben.

Mein Herr!

Daß Sie meine Hoffnung nicht mir entrissen, daß Sie meine Offenherzigkeit wohl aufgenommen haben, dieses beweist die gütige Zuschrift, mit der Sie mich beehrt haben. Ganz Güte gegen mich, um meine erschütterte Empfindung, wie Sie sich auszudrücken belieben, schadlos zu halten, haben Sie mir ein herrlich Werk übersendet, des Barre histoire générale d' Allemagne, das so eben zu Paris die

Preße

Preße verlassen hat. Wie werde ich Ihnen doch nach Würden danken, und Ihnen ganz sagen können, daß mir Ihr gütiges Geschenk äußerst angenehm und erfreulich ist? Sollte ich es wohl auf einige Weise bewirken können, wenn ich Ihnen Beweise darlege, wie eifrig ich schon diese Geschichte durchblättere? Vielleicht darf ich auch Vergebung erwarten, wenn ich Ihnen diesesmal etwas weitläuftig mit meinem Brief werde, da Sie wohl bey Ihren vielen Geschäften nicht so geschwinde, und soviel durchblättern können, als es Ganganelli bey seiner nächtlichen Lampe thun kann.

Kommen Sie also mit mir in die grauesten Zeiten zurück, vor welchen der Vorhang der Vergessenheit nicht den neugierigen Blick des Geschichtforschers hemmt. Welch eine Menge verschiedener Völkerschaften erblicket man! Da ziehen die mächtigen Cimbrier und Teutonen heran, und suchen die römischen Waffen zu schwächen. Marius weis aber doch den Glanz der römischen Waffen zu behaupten; und unter dem siegreichen Cäsar und August werden die römischen Fahnen in Gallien, an den Rhein, und an die Weser verpflanzt. Doch wußte der Cherusker Armin die Freude der Römer über ihre Eroberungen zu schwächen, so, daß der gütige August seinen Varus, und die verlornen Legionen klagen mußte. Von da an wurde mit jedem Lustrum die Macht der

Deut-

Deutschen größer, weil sie einträchtiger wurden, und die vielen verschiedenen Völkerschaften sich mehr vereinigten. Nun waren der Römer gefährlichsten Feinde die Alemannier und Franken, am Rheine, und die Sachsen an der Gallischen Küste.

Das römische Reich fieng aber an sich wieder zu erholen, als Constantin der Grosze die Religion der Christen annahm. Hier erblickt man deutliche Spuren von dem durch die heiligste Religion bewirkten Segen, in Führung der Kriege gegen die Franken, Alemannier, und Gothen. So, wie aber die Lauterkeit in den Herzen vieler Christen, besonders derer, welche die Regierung besorgten, abnahm: so fiel auch nach und nach der zeitliche, und des Reiches Wohlstand. Hunnen, entsetzliche Menschen, trieben ihre Verwüstungen immer weiter. Sie waren die Ruthe, womit Gott die Christen züchtigen, und heimsuchen wollte. Es ist dieß in der Haushaltung Gottes nichts unerwartetes; denn eben so brauchte er ein unglaubig Volk, die von ihm gewichenen Israeliten zu züchtigen.

Von den Verwüstungen der Hunnen, und ihren Einfällen war die Wanderung der Alanen, Vandalen, und Sueven eine unmittelbare Folge. Gallien, Spanien, und ein Theil von Afrika wurde von ihnen überschwemmt, und den Römern entrissen.

Noch

Noch nicht genug: die Gothen, ein mächtig Volk, entrissen dem römischen Reiche viele Länder, und begründeten ein mächtig Reich. Eben dieses thaten die Burgunder.

Die Britten, die sich schon längst (unter Honorius) der Römer Bothmäßigkeit entzogen hatten, litten von ihren Nachbarn, und mußten gar endlich ihr Land den zur Hülfe gerufnen Sachsen überlassen.

Traurige Zeiten der Verwüstung! — die näher gekommenen Hunnen setzten alles in Schrecken; doch gelang es ihnen nicht ganz, da ein glücklicher Sieg diese Unmenschen demüthigte.

Roms Untergang sollte erfolgen; daher kam es, daß die Ostgothen selbst von Italien viel entrissen, und da ein mächtig Reich begründeten.

Deutschland erlitt nun auch eine der größten Veränderungen, da alle Länder mit andern Bewohnern besetzt wurden, die westlichen und südlichen Gegenden ausgenommen. Die Frisen, Sachsen, Thüringer, Franken, die Alemannier mit den Schwaben, und die Baiern blieben in ihren Besitzungen.

Eine neue und glänzende Periode macht der fränkische König Chlodovàus, theils, daß er des römischen Theils von Gallien sich

bemäch-

bemächtiget, die Thüringer zum Tribut zwinget, die Alemannier überwindet; theils, daß er die christliche Religion annimmt. Sein Glück und seine guten Einrichtungen würden noch weit glücklicher verbreitet worden seyn, wenn der Tod, mitten im Alter des Mannes, ihm nicht das Leben geraubt hätte. Daß doch gute Regenten zu bald den Ländern und dem Staat entrissen werden, dessen Glück sie sind!

Das Ganze ist beßer, als dasselbe getheilt. Dieß war der unmittelbare Gedanke, den ich hatte, als ich die Monarchie wieder getheilt fand, welche Chlodovåus kaum erst eingerichtet hatte. Doch fanden noch die neuen fränkischen Könige, die Söhne des großen Chlodovåus, Gelegenheit, ihre Monarchie zu vermehren. Thüringen, Burgund, Provence, und Baiern waren die Reiche, die mit dieser Monarchie vereinigt wurden. Zum Glück für diese Monarchie, wurde dieses ganze Reich wieder unter Chlotar dem ersten vereinigt. Die bürgerliche Einrichtung, so wie die kirchliche wurde verbeßert.

Die Zertheilung des Reichs, nach Chlotars Tode, wurde für die Monarchie sehr gefährlich. So sehr diese Monarchie litt, so sehr nahm die Kirche unter Gregorius dem Großen zu, welcher dazumal den heiligen Stuhl besaß. Durch die Bekehrung der Engelsachsen

sen erfuhr auch Deutschland die wohlthätigsten Einflüsse. Während, daß die Kirche Zuwachs erhielt, nahm das Ansehen der Monarchen ab, da die neuen Staatsbedienten, unter dem Namen: Major domus, das Ansehen ihrer Herren schwächten. Empörungen waren die traurigen Folgen, die sich in den Provinzen erhuben.

Unter Chlotar dem andern wurde die getrennte Monarchie zwar wieder vereinigt, aber auch unter seine Söhne wieder getheilt. Die Besitzer der neuen Hofwürde wurden immer mächtiger; doch wurden sie durch die unter ihnen herrschende Uneinigkeit an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert. Endlich behält der austrasische Major domus, Pipin von Herstall, die Oberhand. Nicht genug: er bezwingt die Friesen; und was das Schönste war, er sucht die Ausbreitung des Christenthums, durch die den Mißionarien geleistete Unterstützung, wohlthätigst zu befördern.

So wußte die Vorsehung die Unthätigkeit der damaligen Könige, und die Wirksamkeit dieses Pipins zum Beßten der Kirche gedeihen zu lassen.

So sehr sich Pipin um die Monarchie thätig verdient machte: so sehr folgte sein Sohn, Carl Martell, seinen Maaßregeln. Durch glückliche Kriege, durch Dämpfung vieler Empörungen, und durch die Zurücktreibung der

Sara-

Saracenen, wußte er sich die Nation zu verbinden, und sein Ansehen zu befestigen. Die Kirche genoß vorzüglich des Schutzes dieses großen Mannes.

Eben dieses geschah auch unter den beyden Söhnen des Pipins, ob sich diese gleich getrennt, und Carolomann in Austrasien, Pipin aber in Neustrien als fränkischer Herzog und Fürst, die Regierung verwalteten. Vorzüglich lag Carolomannen die Verbeßerung der Kirchenanstalten am Herzen, welches die neuen Bisthümer Würzburg, Eichstädt, und Erfurt beweisen.

Nach dieses Fürsten Tode ereignete sich unter seinem Bruder Pipin die große Veränderung, daß dieser die ganze Regierung der Monarchie übernahm, und von Bonifacius zum Könige gesalbt und gekrönt wurde. Als König übernahm er nun die Würde eines römischen Patritius, und bezeichnete seine letzten Regierungsjahre mit glücklich geführten Kriegen gegen Baiern und Sachsen.

Nun fieng sich die herrliche Regierung Carl des Großen an, der selbige erst mit seinem Bruder Carlmann getheilt genossen. Die Bezwingung der Sachsen, einiger wendischen Völker, der Herzoge von Baiern, und die glücklichen Kriege gegen die Hunnen, die Eroberungen jenseits der pyrenäischen Gebürge,

bürge, der Inseln Majorca, und Minorca, und die Demüthigung der Saracenen; die Bemächtigung des longobardischen Reichs; wie auch die feyerliche zu Rom als Kaiser vollzogene Krönung, machen diese Regierung gar sehr wichtig. Die Ausbreitung der christlichen Religion, und die zu Unterstützung dieser Absichten errichteten Erz- und Bisthümer, nebst vielen Prälaturen, ja selbst die Wohlthätigkeit gegen den heiligen Stuhl, versprachen der Kirche nichts als Glück.

Hier, unter dieser Regierung wurde der unter Carls des Großen Anherrn, Pipin, manchmal gebrauchte Titelzusatz: Von Gottes Gnaden, nun ganz gewöhnlich. Keinen schönern Titel könnten gekrönte Häupter führen! Er ist ein herrlicher Anlaß zu Betrachtungen von der größten Wichtigkeit: theils auf Seiten des Regenten, theils auf Seiten der Unterthanen.

Gedrungen von Geschäften muß ich hier abbrechen. Aus diesem kurzen Leitfaden, so, wie ich ihn während der Lesung gefaßt habe, werden Sie nun leicht ersehen, wie fleißig ich Dero gütiges Geschenk genutzt habe, und wie höchst angenehm mir dasselbe sey. Ganz Freude werde ich seyn, wenn mir Dero gütige nächste Zuschrift nicht nur sichere Beweise von Dero

mir kostbaren Gesundheit giebt; sondern auch, wenn ich lesen werde, daß Ihnen meine Schwatzhaftigkeit nicht unangenehm gewesen. Gestatten es meine Geschäfte und Dero Erlaubniß, so werde ich in den Stunden, wo ich mich erhole, und wo ich mich in Ihren mir angenehmen Umgang zurück denke, den Verfolg niederzuschreiben, und Ihnen selbigen mitzutheilen suchen. Es wird Ihnen wenigstens eine lebhafte Erinnerung der Schwatzhaftigkeit Ihres Ganganelli und seiner Bitten seyn, die Sie für ihn bey dem *** einzulegen, versprochen haben.

Leben Sie beglückt und zufrieden, wie es herzlich wünschet u. s. w.

Rom, den 7. Augustm. 1749.

Fünfter Brief.

An den Marchese ***

Mein Herr!

Nicht jetzt erst erlange ich die Ehre, Ihnen schriftlich aufzuwarten: nein, Dieselben haben mir schon lange unter denen, die Ihre erhabenen Eigenschaften verehren dürfen, einen Platz vergönnet; nicht nur dieß: Sie haben mir bisher gar gestattet, Ihnen persönlich aufzuwarten. Das letztemal, als ich diese Ehre

genoß,

genoß, beliebten Sie unter andern angenehmen Gesprächen, auch von der Wohlthätigkeit zu sprechen. Die dahin geeilte Zeit, und Dero vielen Geschäfte unterbrachen dieses angenehme Gespräch, und indem Sie Ihren Ganganelli beurlaubten, sprachen Sie: „Schade, daß diese Materie unterbrochen werden muß; künftig ein mehrers.„

Dringende Geschäfte haben Sie entfernet, und ich bin dieses Vortheils beraubt: was soll ich thun? Ich wage es, schriftlich vor Ihnen zu erscheinen; schenken Sie mir Vergebung, wenn ich Sie in Ihren Geschäften, die Ihnen fast alle Zeit rauben, störe, und vergönnen Sie meinem Briefe nur auf Ihrem Nachttische zu erscheinen.

So weit war Ihr lehrreiches Gespräch gediehen, daß der menschlichen Natur nichts angemessener sey, als die Wohlthätigkeit; daß dieses Kind des Himmels nicht nur von dem gütigsten Schöpfer in das Herz des Menschen gepflanzt worden, sondern sogar auch in dem geoffenbarten Willen der Gottheit gebothen werde.

Daß das Erstere sich also verhalte, beweisen die Schrifren und Handlungen vernünftiger Männer des Alterthums überflüßig. Cicero, der weise Heide, behauptet daher, daß nichts

beßers sey, als wenn man sich deswegen nur geschaffen glaube, daß man seinen Mitmenschen zu helfen, sie zu beschützen, und zu erhalten suchen müsse. Deswegen preißt er auch die Wohlthätigkeit als eine gemeine Sache an. Die vielen aufgezeichneten Beyspiele der Wohlthätigkeit, welche wir in den Schriften der Alten und Neuern finden, beweisen nicht nur dieses, sondern auch, wie löblich es ist, dieser allgemeinen menschlichen Pflicht nachzukommen.

Indessen stossen hier zwo besondere Pflichten auf, nämlich für den, der wohlthätig ist, und für den, der Wohlthaten sucht, oder empfängt.

Der Letztere hat die unnächläßliche Pflicht auf sich, seinen Wohlthäter auf das innigste zu lieben, zu ehren, und nichts zu seinem Schaden zu thun. Selbigen aber nur wegen seiner Wohlthaten zu lieben, ist nichts anders, als einen wahren Beweis ablegen, daß der, welcher also handelt, ein niedriges Herz habe. So liebte oft das athenienſische Volk; nämlich, so lange Partheygeist die erwiesenen Wohlthaten nicht verdrängte. Jedes Land, jeder Ort hat seine Undankbaren; und diese sind von dieser vergessenen Pflicht ein lebhaftes Gemählde.

Erlauben Sie mir gütigst, zwo Schilderungen aufzustellen.

Pan-

Pantheon, ein Armer, aber werth der Wohlthaten, die ihm erwiesen werden, erlangt die Gunst eines Wohlthäters der Menschen. Kein kriechend Wesen, keine niedrige Schmeicheleyn, keine Begierde nach Wohlthaten entehren sein Herz. Heiterkeit und vergnügtes Wesen belebt alle seine Handlungen, die ihm sein Diensteifer für seinen Gönner zu thun gebiethet. Jede Wohlthat, die er genießt, sieht er nicht als eine Belohnung seines Diensteifers, sondern als eine Aufforderung an, nun noch immer mehr die Gunst und die Zufriedenheit seines Gönners verdienen zu suchen. Der Neid, der nie schläft, erwacht in der Brust der Mitgenossen der Gunst seines Gönners. Pantheon merkt es; aber weit entfernt, daß er sich rächen, oder auf seinen Vorzug stolz seyn sollte, sucht er vielmehr sich ihnen auf alle Art gefällig zu machen. Noch mehr: er lobt und rühmt sogar vor ihrem gemeinschaftlichen Gönner ihr Betragen, und ihre Handlungen vorsichtig, und bescheiden. Doch wird der Neid, der hämische Neid, nur noch mächtiger in der Brust seiner Feinde. Dem Gönner werden vielerley entsetzliche und tückische Handlungen hinterbracht, und wahrscheinlich gemacht, welche Pantheon gethan haben soll. Zu sehr von der Treue desselben überzeugt, stellt der würdige Wohlthäter Pantheon und seine Feinde nebeneinander, und lohnet durch volle Gunst den

Leidenden; seine Feinde aber mit beschämender Güte. Innige Dankbarkeit, verdoppelter Diensteifer beleben Pantheon, den Würdigen, aufs neue, immer sich dieser Gunst würdiger zu machen.

In allem das Gegentheil von den Gesinnungen und Handlungen des Pantheons, sucht Alcander mit kriechender Schmeicheley seinem Gönner zu gefallen. Der Anstrich, den er seinen Handlungen und Gesinnungen zu geben weis, blendet seinen Gönner, und die Mitgenossen der Gunst seines Wohlthäters. Immer will er uneigennützig scheinen; und dennoch sieht man, obgleich versteckt, daß alles, was er denkt und wirkt, nur durch Eigennutz belebet wird. Andere beneiden ihn. Durch hämische, aber tief versteckte Schilderungen seiner Feinde, die er gelegentlich anzubringen weis, glückt es ihm, einem nach dem andern die Ungunst seines Gönners zuzuziehen. Nun stolz, der Besitzer der Gunst seines Gönners alleine zu seyn, vergißt er manchmal sein verstecktes Betragen. Die verscheuchten Mitgenossen seiner Gunst wissen seine Handlungen der Undankbarkeit ihrem Gönner beyzubringen. Alcander fühlt einige Kälte seines Gönners. Er sieht seinen begangenen Fehler ein, seine Handlungen selbst entlarvt zu haben. Er will sich durch Großmuth von neuem einschmeicheln, um den Zugang der

Geschenke

Geschenke, nicht aber den Gönner, nicht zu verliehren; und er erbittet seinen Feinden wieder Gunst und Zutritt. Sein Vorhaben, selbige mit der Zeit wieder zu entfernen, mißlingt. Sein niedriger Charakter wird bekannter, und gänzliche Ungunst lohnt seine Undankbarkeit, und sein schlechtes Betragen mit Recht.

Einige treffende Züge eines Dankbaren und Undankbaren werden Sie in den, obgleich unvollkommenen, Schilderungen des Pantheons, und Alcanders finden.

Erlauben Sie mir, nun neben diesen beyden Schilderungen diejenige aufzustellen, welche einen wahren Wohlthäter zeichnen soll.

Nicht die Begierde gelobt zu werden, das tägliche Gespräch seiner Clienten zu seyn, und seine gute Handlungen auf Strassen und Gassen gepredigt zu hören: nein, weit edlere Triebe und Empfindungen machen Alcesten zum würdigsten Wohlthäter. Geiz, und Verschwendung, zwo gefährliche Klippen für begüterte und angesehene Menschen, weis er weislich zu vermeiden, und zwischen beyden zu wandeln. Ein Blick auf seine Güter erinnert ihn an die weise Absicht des gütigsten Gebers: Gieb dem Dürftigen, und entzieh dich nicht von deinem Mitmenschen. Treu dieser Absicht, giebt Alcest zwar dem, der es bedarf;

aber seine Wohlthaten werden nicht übertrieben. Findet er Nothleidende, so wartet er nicht, bis sie seine Hülfe erbitten. Sind es würdige Arme, so thut seine rechte Hand viel, ohne daß es die linke erfährt. Hat er Günstlinge, so giebt er ihnen so, wie sie es verdienen. Sind einige gierig nach Wohlthaten, so sagt er ihnen mit einer ehrlichen, aber beschämenden Offenherzigkeit, wenn sie dabey Geizige sind: was würde alles Wohlthun euch nützen, da ich euch immer unglücklicher mache? — Wenn sie aber Verschwender sind: wie würde ich euch je genug geben können, da ihr täglich alles durchbringet, was man euch giebt? Hat er einem Undankbaren Gutes erwiesen, so beklagt er ihn mehr, als daß er auf ihn zürnen sollte. Kurz, Alcest weis, daß, wenn ihm Gott in seinem geoffenbarten Worte sagt: Der Herr läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute; er dieses als eine Richtschnur annehmen muß, nach welcher er immer mehr aufstreben muß, der Gottheit mit jedem Tage immer ähnlicher zu werden.

Wenn würde ich fertig werden, alles das Herrliche, das Vortrefliche zu schildern, was mir die Wohlthätigkeit für Erhabenes eröffnet? Erlauben Sie mir, nur noch etwas weniges hinzu zu fügen, um Ihnen das Original zu nennen, wovon ich alles dieses abcopirt habe.

Sollte

Sollte ich wohl unverschämt scheinen, niedrig, kriechend, Ihrer Gunst unwerth seyn, wenn ich sage, daß ich Sie als Original zu verehren habe, wovon Alcest obgleich sehr matt, die Copey ist? Zürnen Sie nicht über meine dankbare Offenherzigkeit, die von nichts als wahrem Gefühl und wahrer Verehrung herrührt. Nichts, als der Wunsch, Ihnen bald wieder persönlich aufwarten zu können, reißt mich hin; und wenn ich ja Schmeichler zu seyn scheinen sollte, so kennen Sie doch Ihren Ganganelli zu genau, und wissen, daß niemand mit mehr Begierde seyn kann, als ich u. s. w.

Sechster Brief.

An Ebendenselben.

Mein Herr!

Die Liebe zu den Wissenschaften, die Sie belebt, und die vielen Geschäfte, die Sie daran oft hindern, erlauben mir, daß ich Sie schriftlich mit den neuesten Bemühungen der Gelehrten unterhalten kann und darf. Oft habe ich mündlich die Ehre gehabt, Ihnen von dem neuen Zweige der Naturlehre vorsagen zu dürfen, den die Neuern jetzt so sehr bearbeiten. Ohne Zweifel werden Ihnen diese Zeilen desto angenehmer seyn, da Sie mir neue in Deutsch-

land gemachte Entdeckungen, in der Lehre von der Electricität übersendet haben.

Die Electricität ist eine Sache von großer Wichtigkeit, und von sehr ausgebreitetem Nutzen. Zwar glauben, welches ewig Schande ist, sehr viele, die den Namen gelehrter Männer führen, daß alle darinn gemachte Versuche nur Spielwerke seyn möchten. Denken einige billiger, so sagen sie: Die Sache ist zu geheimnißvoll, und nie wird sie der menschliche Verstand ergründen können.

Diese wahren Vorurtheile unter allen Nationen rühren blos und allein daher, weil man heut zu Tage die Mathematik, und die auf sie gebaute Naturlehre zu sehr vernachläßiget. Nur die, welche eigentlich sich der Philosophie, oder einer von diesen beyden Wissenschaften insbesondere wiedmen, bekümmern sich um diese Wissenschaften, die doch für jeden Gelehrten Hülfsmittel von der größten Wichtigkeit sind.

Schon die Alten ordneten alle ihre Studien weislich also, daß sie, um den Verstand aufzuräumen, erst das Studium der Arithmetik und Geometrie empfahlen. Hierdurch in Stand gesetzt, konnten sie nun mit Nutzen zu allen Wissenschaften fortschreiten.

Hier-

Hierbey fällt mir ein sonderbarer Gedanke eines Grammatikers ein, der, um das Studium der lateinischen Sprache seinen Zöglingen zu empfehlen, behauptete: wenn man sich eifrig auf die Cultur der lateinischen Sprache legte, erlangte man ordentliches Nachdenken.

Schon die Alten hatten einige Kenntniß von der Electricität; denn sie kannten die anziehende Kraft des Bernsteins. Selbst der Name der Electricität beweist dieses, da er von dem den Bernstein bezeichnenden Worte Electron herstammt.

Diese Wissenschaft, so wie die Aufklärung vieler andern, legt einen deutlichen Beweis von den eingeschränkten Gränzen unsers Verstandes ab. Hier, wie bey vielen andern, waren zwar die gegebenen Sachen (Data) da, woraus man alles hätte folgern können; allein, einem ungefehren Zufalle war die Entziefferung aufbehalten. Kohlen, Salpeter, und Schwefel ist lange bekannt, und im Gebrauche gewesen; aber ein Zufall mußte uns erst entdecken, daß dieses die Theile des so fürchterlichen Schießpulvers waren.

Eben so gieng es mit der Electricität. Nachdem man ganze Jahrhunderte hindurch die anziehende Kraft des Bernsteins betrachtet, — ohne

ohne dabey zu denken, betrachtet hatte, fand man erst mit dem Beschluße des vorigen Jahrhunderts, daß der Bernstein nicht der einzige Körper sey, welcher die anziehende Kraft besitze. Diese Kraft aber ist nichts anders, als ein in gewissen Körpern liegendes Vermögen, leichtere Körper an sich zu ziehen.

Um dieses durch Versuche sichtbar und empfindbar zu machen, bediente man sich zweyer Bernsteinstücke, die man in der Hand hielt, und aneinander rieb. Durch etwas mehrers Nachdenken über diese Sache geleitet, erfand man Kugeln von Schwefel, welche man herumdrehete, und die eben diese Wirkung thaten. Aber was war alles dieses? Nur noch tiefer Schatten.

Ferner fand man bey reiferm Nachdenken, daß ein einmal angezogener Körper hernach von selbigem zurück gestossen wird. Auch die electrischen Funken wurden von den Naturlehrern bemerkt. Lauter Stufen zu den nachher erlangten Einsichten in diese Materie.

Newton, ein in der Gelehrsamkeit sehr großer Mann, entdeckte noch mehr. Er nahm ein Glas, und rieb von selbigem die eine Oberfläche. Mit Bewunderung bemerkte er, daß die beyden Oberflächen leichte Körper an sich zogen. Durch diese so schöne Entdeckung geleitet,

leitet, fand Hawksbee die große electrische Kraft des Glases.

Nun kam ein Stillstand. Die grossen Männer, welche ihre Talente zur Aufklärung dieser Sache verwendeten, waren gestorben, und mit ihnen die Begierde, diese Sache weiter aufzuklären. Nichts wurde von einigem Betracht entdeckt während einer Zeit von 20. Jahren, und man glaubte, die Electricität habe ihre Endepoche erreicht.

England, die Mutter manches Freydenkers, aber auch manches großen Mannes, war das Land, wo die Electricität wieder auflebte. Im Jahr 1728. geschah dieses durch den gelehrten Grey.

Bald nahm auch Frankreich Theil daran, und Herr de Fay bearbeitete die Electricität nicht nur mit gutem Erfolg; sondern sie wurde auch durch ihn mit vielen schönen neuen Erfahrungen und Versuchen bereichert.

Endlich erwachte die Nacheiferung, und die deutschen, die englischen, die französischen, und holländischen Naturlehrer bemüheten sich um die Wette, diese Materie auszuarbeiten, und zu verbreiten. Es gelang ihnen.

Das Jahr 1746. wird indessen das merkwürdigste seyn und bleiben; denn die Entdeckung des Einwohners zu Leiden, Cuneus, ist die schönste, und auffallendste die je gemacht worden. Diese Erscheinung zu erklären, gaben sich Gravesand, und Musschenbroeck in Holland alle Mühe darum. Watson, Wilson, und le Monier gaben sich auch alle Mühe darum. Vorzüglich bearbeitete der Abt Nollet diesen wichtigen Theil der Naturlehre.

In Deutschland sind die Namen Doppelmaier, Hamberger, Hausen, Liberkühn, Ludolph, Winkler, und andere, in Ansehung der Electricität sehr berühmt.

So wie, wenn erst ein Weg einigermassen gebahnt worden ist, man auf selbigem schneller fortkommen kann: so gieng es mit der Electricität. Um eben diese Zeit entstund in Italien die medicinische Electricität. Nach und nach haben wir sehr viele umständliche Erzählungen von den großen Wirkungen gelesen, die die Electricität in Heilung vieler Krankheiten bewiesen.

Zu Venedig machte sich Herr Pivati damit berühmt; zu Bologne that es Herr Verati, und zu Turin erlangte Herr Bianchi großen Ruhm dadurch. Sie wissen, mein Herr! wie diese Gelehrten denen damit zu Hülfe zu kommen

men

men suchten, welche ungern Arzneyen zu sich nehmen. Sie lassen die Arzneymittel vermittelst der Electricität wirken, so, daß der Kranke selbige nicht zu geniessen braucht. Doch sind hierbey dreyerley Meynungen entstanden. Einige glauben, daß die Arznenmittel am beßten wirken, wenn man sie in die Glaskugel thut, die man reibt; andere halten dafür, es sey beßer gethan, wenn man diese Mittel dem in die Hand giebt, welcher electrisirt werden soll; noch andere behaupten, daß am beßten gethan sey, wenn man die zu brauchenden Mittel in die Leydner-Flasche, wovon Herr Cuneus der Erfinder ist, thut, und sie mit dem Wasser darinn vermischt.

Aus Italien kam nun der Hang zur medicinischen Electricität in andere Länder. Diese neuen und so sonderbaren Arten, Krankheiten zu heilen, wurden versucht, und sorgfältig geprüft. Mißtrauisch dagegen, suchte man nun in Frankreich und in England, den Ruhm, welchen diese Mittel erlangt hatten, zu schwächen, und zu zernichten. Man behauptet, daß alle die so sehr gerühmten wundersamen Wirkungen gar nicht von diesen gerühmten Mitteln herrühren. Alles dieses könnte man als Neid ansehen, wenn nicht der berühmte Doctor Bianchini zu Venedig so gar gegen alle drey vorgeschlagene Arten geschrieben hätte. Geschickt zeigt er die Nichtigkeit aller dieser Arten zu heilen.

len. Die unleugbaren Thatsachen und Gründe, welche er anführt, haben ihm den Beyfall, und die Zustimmung aller Gelehrten Europens verschafft.

Ich breche hier ab, um Dero mir ertheilte Erlaubniß nicht bis zum Eckel auszudehnen. Erlauben Sie mir, ehe ich mich von Ihnen beurlaube, nur noch eine gehorsamste Bitte für Ihren Marton einzulegen, um ihm Dero Schutz wieder ganz zu schenken; mich aber allezeit mit Dero mir unendlich schätzbaren Gewogenheit unverletzt zu beehren: ich werde mich immer dieser Zuneigung würdiger zu machen suchen, und ich verharre mit aller schuldigen Hochachtung, u. s. w.

1750.

Siebenter Brief.

An Ebendenselben.

Mein Herr!

Sie lieben die Wissenschaften zu sehr, und sind gegen die, welche selbige treiben, allzu gütig gesinnet, als daß ich länger an der Aufmunterung zweifeln sollte, welche mir Ihr letzter Brief so gütig ertheilet. Mit Recht

nennen

nennen Sie die Bemühungen in der Lehre von der Electricität eine Lieblingswissenschaft der Naturlehrer unserer Tage. Sie bezeugen mir Ihren Gefallen über den kurzen Ihnen mitgetheilten Umriß der Geschichte dieser Materie. Ich verehre und schätze Sie zu hoch; ich darf volle Rechnung auf Dero gütige Gesinnungen und Offenherzigkeit gegen mich machen: Also kann ich es sicher wagen, Dero Aufforderung gemäß, von der Geschichte der Electricität noch ein wenig vor Ihnen zu plaudern.

In meinem letztern Briefe hatte ich die Ehre, Ihnen von der medicinischen Electricität zu sagen, was für Aufsehen selbige anfänglich gemacht, wie sie aber nun gar sehr bezweifelt werde. Ohne meine Erinnerung werden Sie leicht einsehen, daß es auch hier, wie bey allen neuen Erfindungen geht. Anfangs erregen Sie das Staunen der Menschen; alsdenn aber sucht der Neid selbige zu schwächen, und herabzusetzen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Nutzen der medicinischen Electricität, wie alle neue Erfindungen, anfänglich übertrieben worden sey. Mithin ist ohne Zweifel zu behaupten, daß der Nutzen der medicinischen Electricität zwar nicht zu groß, doch aber nicht ganz zu verachten sey, und daß es sogar viele Krankheiten giebt, wo die Wirksamkeit derselben mit gutem Erfolg gebraucht werden kann. Die schönsten Curen,

welche durch die Electricität gewirkt worden; sind bey Lähmungen, bey stockenden Säften, bey Hüftschmerzen, bey einfachen und gichtartigen Flüssen, bey Steifigkeit der Nerven, bey heftigen Zahnschmerzen, sogar bey tauben und blinden Leuten gut befunden worden. In diesen und andern Krankheiten haben mit gutem Erfolg die Electricität angewendet Jallabert, Sauvage, und der Abt Nollet in Frankreich; in England hat es Witson, und Wilson gethan; im nördlichen Amerika Franklin; zu Wien der berühmte Herr von Haen.

So vortheilhaft dieses alles für die Electricität in Absicht auf die Krankheiten lautet: so würde man doch Unrecht thun, wenn man sie für ein untrüglich Mittel halten wollte, da sehr viele Beyspiele das Gegentheil lehren. Hieraus kann man mit guten Gründen folgern, daß es mit der medicinischen Electricität sich eben so, wie mit allen Arzneymitteln verhalte, welche nur alsdenn glückliche Wirkungen haben, wenn die Krankheit bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, und wenn die Umstände der Krankheit mit der Heilsamkeit der Arzneykräfte in Aehnlichkeit und Verhältniß stehen.

Nicht weniger unbeträchtlich waren die andern Entdeckungen. Die Anzahl der electrischen Erscheinungen hat sehr zugenommen, und

dieselben werden gewiß noch mehr vermehrt werden. Nun glaubt man genug Materialien gesammelt zu haben, um ein Lehrgebäude der Electricität aufführen zu können. Hier kommen noch dazu neue Versuche und Entdeckungen, die der berühmte Franklin gemacht hat. Der Ritter J*** hat mir versprochen, alles neue mitzutheilen, was von diesem Gelehrten herrührt. Soviel ich indessen abnehmen kann, wird der Abt Nollet mit seiner Theorie an Franklin einen großen Gegner bekommen.

Ich breche hier ab, verspreche aber, Ihnen mehrers mitzutheilen, sobald mir die versprochenen Neuigkeiten aus England mitgetheilt worden sind.

Ganz würde ich meinen Brief hier endigen, wenn mich nicht Dankbarkeit — innige Dankbarkeit aufforderte, Ihnen in den verbindlichsten Ausdrücken zu sagen, daß mir das gütigst übersendte Buch sehr schätzbar und angenehm ist. Möchte ich Ihnen doch bald mündlich sagen können, mit welcher innigen Dankbarkeit, und mit wieviel Hochachtung ich mich bestrebe, immer würdiger zu werden u. s. w.

1751.

Achter Brief.

An einen jungen Römer.

Mein Geliebter!

Die Talente, welche die Vorsicht Ihnen gegeben hat, und die durch die beßte Vorsorge der zärtlichsten Aeltern gebildet werden, erfordern von Ihrer Seite, wie Sie mir selbst oft sagen, alle dankbare Aufmerksamkeit. Die Verehrung der Aeltern, welche die Gottheit gebiethet, suchen Sie immer mehr zu befolgen, und ein Strom von Segen wird nach ihrer Verheißung auf Sie fliessen.

Die mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen unter uns, geben mir immer Beweise von einer Güte des Herzens, welche Gott in ihrem Herzen anfacht. Gott thut aber keine Wunder, uns wider unsern Willen so zu bilden, daß wir ihm gefallen können; daher muß unser Wille und unsere Bemühung dazu kommen. Die natürliche Religion ist hier unzulänglich; sie ist nichts als ein unausgemahltes Bild. Ist dieses, so sind auch alle durch selbige erlangte Einsichten, welche unsere Bemühungen, und unsern Willen leiten, unzulänglich. Vermög der geoffenbarten Religion werden unsere Einsichten immer, so lange wir leben, mehr und mehr vermehrt; daher erlangen wir auch mehr

Bestim-

Bestimmung für unsern Willen, und zu unsern Handlungen. Welche herrliche Vorzüge! Wird nun die göttliche Religion uns also gelehrt, oder erwerben wir selbige so, daß wir sie lieb gewinnen, so werden wir wahre Verehrer der Religion, und gesichert vor der Freygeisterey. Alles, was irreligiös heißt, ist auf eine vernachläßigte Liebe zur Religion gebauet. Je nachdem nun diese Liebe stärker oder schwächer ist, nachdem sind wir auch mehr oder weniger religiös, oder gar irreligiös.

Was kann ich Ihnen zu Ihrem wahren Glücke nunmehr anwünschen, als daß die Liebe zur wahren Religion, welche Ihnen gelehrt wird, recht lebendig allezeit in Ihrem Herzen seyn möge? Was man aber lieben will, muß uns genau bekannt seyn; daher werden sie nun leicht erkennen können, daß man die Religion ganz, nicht stückweise kennen, ihr allen Beyfall schenken, und das Tröstliche derselben sich zueignen müsse.

Der große Endzweck der Religion ist nichts anders als Liebe. Ich mag welches Geboth, welche Vorschrift ich will betrachten, so ist alles Liebe. Das allergrößte und schönste davon können wir doch nicht eher und beßer betrachten, und einsehen, als wenn wir erst den beklagenswürdigen Zustand genau und lebhaft haben

kennen gelernt, in welchem wir von Natur stehen. Von Natur sind wir Rebellen, und Undankbare: nicht werth einen einzigen Tag zu leben; nicht werth das Geringste zu erhalten. Aber was hat Gott gethan? — Der heiligste Schauer belebe und durchdringe Ihr Herz wie das meinige! — Es ist weit über die Spannung unserer Kräfte. — Gott ließ seinen Sohn uns, dem Körperlichen nach, gleich werden: und er, der Göttliche söhnte uns mit Darreichung seines zu opfernden Leibes, mit der Gottheit völlig aus, doch so, wenn wir den ertheilten Vorschriften gemäß handeln, daran Theil zu haben.

Welch eine größre Liebe könnte uns die Gottheit erweisen! Wenn ein Herz sich dieses recht lebhaft denkt, sollte es wohl je die Liebe zur Welt, und zu allem, was Gott unangenehm ist, vorziehen können? Wenn diese Liebe recht lebendig und erwärmend ist, so muß aller Leichtsinn, aller Ekel in der Religion entfliehen.

O mein Geliebter! wie glücklich müssen Sie sich nicht preisen, daß Sie, nebst gründlichem Unterricht in den Wissenschaften, vorzüglich gute Unterweisung in der allerheiligsten Religion erhalten! Welche große Verpflichtung haben Sie aber nun auch nicht auf sich, allen Fleiß anzuwenden, damit Sie diesen Lehrsätzen immer treuer, immer eifriger in selbigen, und,

daß

daß ichs recht auszudrücken wage, immer göttlicher werden mögen!

Wie glücklich wird der werden, der sich immer bestrebt, darinn vollkommner zu werden! Aber welch ein noch größers Glück, gar werth zu seyn, andere dazu zu leiten! Sollte dieses nicht den Wunsch bey Ihnen rege machen, auch selbst so glücklich zu werden? Sollten Sie nicht mit verdoppelter Freude diesen Pfad zu betreten, sich bestreben, da die beßten, und zärtlich für Sie sorgenden Aeltern ihre Freude und Beruhigung darinn zu finden glauben, wenn Sie sich ganz dem geistlichen Stande widmen?

Bedenken Sie alle diese reizenden Aussichten zur vollkommensten Beruhigung, genau, und mit geläutertem Auge. Freuen werde ich mich, wenn in Ihren Entschliessungen die Wünsche Ihrer guten Aeltern ihre Beruhigung finden. Verheimlichen Sie mir aber auch keinen Zweifel, ja keinen Gedanken, damit nichts Unlauteres Ihre Entschliessungen bestimme. Ich erwarte Ihre Antwort, und bin u. s. w.

Neunter Brief.

An Ebendenselben.

Ihr Brief hat mich gar sehr in Verwunderung gesetzt. Wie freue ich mich abermal einen Beweis von Ihnen zu lesen, mit welchem

vollkommenen Gehorsam Sie Ihre Aeltern lieben! Aber ich bewundere auch Ihre Offenherzigkeit, und Ihre Ueberlegungen bey der wichtigsten Sache Ihres Lebens, die noch auf Ihr künftiges Leben so viel Einfluß hat.

Loben muß ich Ihren Gehorsam, daß Sie so willig sind, die Wünsche Ihrer Aeltern zu befolgen. Der Segen des Herrn folge Ihnen dafür ewig nach! Diesen Segen will uns doch die Gottheit nicht entziehen, wenn wir nicht in allen Stücken den Aeltern zu Willen leben können. Sie sind auch schwache Menschen; können auch fehlen; können auch wünschen, was nicht allemal wahres Glück ist. Ich danke Ihnen also für Ihr Zutrauen, und, um desselben nicht unwerth zu seyn, verspreche ich Ihnen heilig, Ihre Bitten zu erfüllen, Ihnen offenherzig zu antworten, und mit aller Redlichkeit zu rathen.

Ihre Bitten sind nicht sowohl die Ihrigen, als vielmehr die Meinigen; mithin können Sie glauben, daß ich mir alle Mühe geben werde, wenn ich Ihnen antworten, und Rath ertheilen soll, mich ganz in Ihre Stelle zu setzen; den geoffenbarten göttlichen Willen, und meine Herzensgedanken vor mich nehmen, und selbige genau prüfen werde.

Ihr guter Wille, den Wünschen Ihrer Sie zärtlich liebenden Aeltern eine Genüge zu leisten,

leisten, ist löblich; aber von unserm innern Berufe, nicht allein von dem Willen anderer, noch so genau mit uns Verbundenen, muß unsere Wahl erst die Richtung bekommen. Sie sagen mir, daß die Wichtigkeit des geistlichen Standes Ihnen in Ihrem zärtlichen Gewissen viele Unruhe verursache, wenn Sie an die Erfüllung der älterlichen Wünsche denken. Damit Sie nun über diesen Punkt sicherer gehen, so bitten Sie Gott, daß er Ihr Herz durch den um des Mittlers willen versprochenen Geist regieren möge, also zu wählen, wie es den wohlthätigen Absichten der Gottheit gemäß, Ihrer Seligkeit zuträglich, und denen mit Ihnen verbundenen Personen ersprieslich seyn möge. Gott, der Gebeth zu erhören versprochen hat, wenn es also geschiehet, wie Sie unsere heilige Religion lehret, der wird gewiß Ihr Gebeth und Flehen nicht unerhört lassen. Vielleicht ist es auch der Wille der Gottheit, Ihnen nicht gleiche Beweise von der Erhörung Ihres Gebeths zu geben; deßwegen werden Sie ja nicht müde im Gebeth. Um in Ihrer Zuversicht nicht zu wanken, nehmen Sie das Leben eines vollendeten Gerechten vor sich, damit Sie in selbigem die wunderbaren und seligen Führungen der Gottheit erkennen, und ihnen immer mehr nachspüren lernen. Bethen Sie, und erwägen Sie dann wieder die Ursachen, warum Sie sich zu Gott bethend nahen. Fühlen Sie dann

Ruhe und Zufriedenheit bey dem zu fassenden Entschluße: alsdenn bethen Sie um Beharrlichkeit. Setzen Sie immer voll Glauben und Zuversicht hinzu: Herr, dein Wille nur geschehe!

Stellen Sie hierauf Ihren Sie zärtlich liebenden Aeltern die ganze Sache bescheiden vor; gewiß sie werden alsdenn die Hand der Gottheit nicht verkennen, und die Erfüllung Ihrer Wünsche in dem Willen des Vaters im Himmel finden.

Freilich ist kein Stand so wichtig, und keiner hat so große Pflichten auf sich, als der geistliche Stand; allein er hat auch vorzügliche Belohnungen zu erwarten.

Welch eine überaus herrliche, selige, und beruhigende Vorstellung, hier auf Erden schon in Anbethung und Ausbreitung des göttlichen Willens beharret zu haben, und alsdenn in einem Zustande, den keine Zeit ausmessen kann, mit den seligsten Geistern anbethen, — tief anbethen zu können, und mit ihnen in den lieblichsten und heiligsten feyerlichsten Gesängen der Gottheit zu singen, in deren Glanze sie wohnen!

Jeder Stand soll und muß dieses zwar auch bewirken; aber der geistliche Stand hat

dazu einen vorzüglichen göttlichen Beruf, den Willen der Gottheit zu verbreiten. Alle Stände können zwar auch zu dem seligen Genuße der gränzlosen Seligkeit gelangen; allein, wieviel Vorsicht, wieviel Eifer und Wärme in der Religion wird nicht dazu schon hier in dieser Prüfungszeit erfordert! Denken Sie sich folgends die vielen Abhaltungen und Störungen, welchen ein Stand vor dem andern hier ausgesetzt ist; denken Sie sich, daß wir nicht allein für diese Welt geschaffen sind: setzen Sie hinzu, daß das längste Leben gegen die Ewigkeit wie nichts gegen sehr vieles zu achten ist.

Geradezu kann ich Ihnen weder zu noch abreden. Folgen Sie indessen meinen bittenden Anweisungen, und erwarten Sie geruhig, was der Gottheit Wille sey.

Beehren Sie mich ferner mit Ihrem Zutrauen, und mit Ihrer Offenherzigkeit. Seyn Sie versichert, daß es mir inniges und wahres Vergnügen ist, wenn ich irgend etwas zu thun im Stande bin, welches Ihnen Vergnügen und Beruhigung bringen kann. Ich bin u. s. w.

Zehnter Brief.

An den Prälaten ***

In Ihrem glücklichen Aufenthalte leben Sie so, wie ich es mir wünsche, ohne jedoch Sie zu beneiden. Die Wissenschaften würzen Ihre Stunden, während daß die meinigen unter beständigem Contraste wie ein Märzenschnee dahin fliessen.

Die neuen Denkmäler, die Sie mir von den Bemühungen der Deutschen in den schönen Wissenschaften zugesendet, verdienen alle Achtung. Ich freue mich, daß eine Nation, die soviele Bearbeitungen in den Wissenschaften geliefert, nun auch das Schöne zu schätzen, zu lieben, und zu verbeßern anfängt.

Ohne Zweifel verdienen die Deutschen Lob, daß sie die höhern Wissenschaften, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, so gründlich, ja manchmal bis zur Weitschweifigkeit bearbeitet haben.

Leibnitz ist unstreitig einer der grossen und seltenen Männer, die eine Nation je gezeugt hat. Wolff, den ein König, der eben so sehr König, Feldherr, und großer Staatsmann, als Vater seines Volks, Gelehrter, ja was noch mehr ist, Freund ist, zu schätzen weis, macht ohne Zweifel Epoche.

Bisher

Bisher hatten die Deutschen Philosophie, Mathematik, und andere Wissenschaften immer weiter zu bearbeiten gesucht; nun aber kommen die schönen Wissenschaften dazu, welche gleichsam die Mittel sind, alles dieses aufzuputzen. Werden die schönen Wissenschaften immer mehr bearbeitet werden, so werden wir künftig sehr vielen Nutzen davon hören. Nur wünsche ich, daß Deutschland beßer als sonst, die grossen und außerordentlichen Männer möge zu schätzen, und zu belohnen wissen!

Die Bemühungen in der lateinischen und griechischen Litteratur, die man unternommen hat, und noch unternimmt, werden diese Bemühungen immer mehr von herrlichem Nutzen seyn lassen. Hierzu trägt ohne Zweifel auch das Seine bey, daß keine Nation so sehr, als die Deutschen, nach der Kenntniß anderer lebendigen Sprachen trachtet. Durch diese Hülfsmittel kann es ihnen gelingen, daß sie alles das vereinigen werden, was jede Nation besonders hat.

Männern, wie Ihnen, muß es allemal erfreulich seyn, wenn sie bey einer Nation die Wissenschaften immer mehr aufblühen sehen. Bekommen die Wissenschaften eine rechte Richtung und Anwendung, so hat dieses einen sehr weit umfassenden Nutzen. Nicht nur der Verstand

stand wird auf das beßte dadurch erheitert, sondern Sitten, Güte des Herzens, und weitumfassende Liebe sind die herrlichen Folgen davon.

Noch mit Schauder denke ich mir die Zeiten der Unwissenheit. Unverstand, Dummheit, seltsame Religionseinsichten, Lieblosigkeit, — lauter Kinder jener Zeiten, wo der Menschenverstand so sehr entehrt wurde. Aber eine schönere Scene steigt herauf; die Wissenschaften werden bey den meisten europäischen Nationen immer mehr bearbeitet. Alles, sogar die Religion hat dadurch gewonnen, so sehr im Gegentheile die Wissenschaften, wenn sie eine üble Richtung erhalten, der Religion schädlich werden können.

Der Ritter B * * hat mir eine Sammlung von Fabeln und Erzehlungen, von dem Herrn von Hagedorn aus Deutschland überschickt. Einige übersetzte Stücke, die mir * * * gegeben, haben in mir den Wunsch rege gemacht, daß ich der deutschen Sprache mächtig seyn möchte, um noch mehr diese Gedichte bewundern zu können. Da Sie eben so sehr als ich für die Ausbreitung der Wissenschaften, und für die immer mehrere Bearbeitung der schönen Wissenschaften sind, wage ich es, ihnen selbige mitzutheilen, und hier beyzulegen.

Wider meinen Willen muß ich hier abbrechen, da ich dem Cardinal * * * aufwarten soll.

Wie

Wie glücklich leben Sie nicht in Florenz! Schon in meinem letzten Brief pries ich Sie glücklich, und jetzt wiederhole ich es, ohne Sie zu beneiden. Dort, in dem Zirkel von Freunden, umringt von den Wissenschaften, und doch ganz Ihre; dort schmecken Sie ganz das Glück, das ich Ihnen vom Herzen gönne, und auch mir wünsche. Ganz vertraut mit den Wissenschaften, beschäftigt mit Ihrer Bibliothek, schmecken Sie die schönsten Auftritte, welche je ein den Wissenschaften Gewidmeter genossen.

Leben Sie gesund, und zufrieden, so wie es herzlich wünschet der, welcher mit aller Hochachtung auf immer ist u. s. w.

Rom, den 7 August 1749.

Eilfter Brief.

An einen Deutschen von Adel.

Mein Herr!

Noch immer fahren Sie fort, mir Beweise Ihrer Wohlgewogenheit und Freundschaft zu geben. Wie schätzbar mir dieselben sind, und wie stolz ich auf Ihre Freundschaft bin, können Sie unmöglich glauben. Daß ich doch im Stande seyn möchte, selbige so, wie ich von ganzem Herzen wünsche, dankbar erwiedern zu

können!

können! Die Güte Ihres Herzens läßt mich indessen zuverläßig hoffen, daß Sie meinen guten Willen, und meine dankbaren Gesinnungen eben so gerne annehmen werden, als wenn ich im Stande wäre, Ihnen mit That und reel es beweisen zu können. Möchte Ihnen doch beygehendes geringe Stück des Alterthums nicht ganz gleichgültig seyn! Sie liebten und suchten ja sonst alles gerne auf, was die Zeit uns noch aus dem Alterthume aufbehalten hat. Ob es gleich eine Kleinigkeit ist, so denken Sie doch dabey, daß Ihnen Ihr Verehrer und Freund gerne was Herrlichers übermacht haben würde, wenn es in seinem Vermögen gestanden hätte.

So geringe indessen diese Sache ist, um soviel wichtiger sind Dero Geschenke, womit Sie mich beehren. Ich denke mir allemal was außerordentliches, wenn ich mir Ihren König denke. Hierinn bestärkt mich von neuem die Nachricht von dem gefaßten Vorhaben Ihres großen Friedrichs. Dem scharfsichtigen und durchdringenden Blicke desselben bleibt auch nichts verborgen, was seinen Unterthanen gedeihlich werden, und seine ruhmwürdige Regierung verherrlichen kann.

Freilich hängt das Glück der Unterthanen ganz von dem Schutze und der Sorgfalt der Regenten ab. Wie oft wird aber nicht dieses Glück auch bey den wohlthätigsten Absichten der

Regen-

Regenten durch die erschüttert, durch welche seine Befehle und Einrichtungen ergehen, und besorgt werden! Aber Ihr König, der gleichsam von der Vorsicht dazu ausgerüstet zu seyn scheint, kann alles ins Werk richten. Ich kann nirgends anders davon die Ursache finden, als, daß seine Augen alles sehen, sein Verstand alles durchdenkt, und seine Hände alles bearbeiten: als daß er nicht nur König, sondern auch Staatsmann, Finanzverständiger, und alles ist.

Das Glück der Unterthanen nimmt nicht nur zu, wenn sie geschätzt werden; sie müssen auch thätige, nicht verzögerte Hülfe geniessen, wenn Sie im Besitze ihrer Ehre, ihrer Person, und ihrer Güter gestört werden. Weislich fand also dieser große König, daß eine genaue und schnelle Handhabung der Gerechtigkeit sehr vieles zu diesem Glück beytragen könnte. Das römische Recht ist zwar an und für sich nicht zu tadeln; allein der, welcher weis, wieviel die beßten Sachen verlieren, wenn der menschliche Witz an ihnen künstelt, wird dasselbe bald für unzulänglich einsehen. So ist es mit allen Gesetzen und Einrichtungen unter allen Völkern von je her gegangen. Statt selbige genau zu befolgen, suchte man durch Witz dieselben zu seinem Vortheil oder Vorwand zu drehen: und so wurden Gesetze, die noch so gut waren; Einrichtungen, die noch so herrlich und ersprießlich waren, von ihrer Würde herabgesetzt, und entehrt.

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand. Alle bürgerliche Gesetze, welche einem Lande gedeihlich werden, und zum Glücke dienen sollen, müssen den Zeiten angemessen seyn, worinn die Menschen leben, welche sich nach selbigen richten sollen: sie müssen nur das Laster und Unrecht verbiethen, und entscheiden, welche im Schwange gehen; sonst werden die Menschen, wenn mehrers darinn enthalten ist, zu vielem geleitet, vermög des Urtheils darüber, welches allen Menschen anklebt, woran sie sonst nicht würden gedacht haben; sie müssen der Gedenkungsart, und den Sitten der Völker angemessen seyn, welche sie verbinden sollen.

Doch nicht die Gesetze allein kommen hier in Erwägung; auch die Art und Weise, wie man am beßten sein Recht verfolgen kann, kommt hierbey mit in Rechnung. Die Proceßart ist an den meisten Orten zu sehr ausgedehnt, mit zu vielen Umständen verknüpft, unter welchen man sein Recht erlangen kann, so, daß Ränke, und Ungerechtigkeit sich allezeit dabey einschleichen können. Je einfacher die Mittel sind zu einem Zweck zu gelangen, desto eher und glücklicher gelangt man dazu. Dieses gilt vorzüglich hier. Alles dieses wird und muß Ihr König wohl überlegt haben. Das übersendete Corpus juris Fridericiani beweist mir solches deutlich. Darf ich Ihnen aber meinen menschenfreundlichen Wunsch dabey äußern: so ist es

der,

der, daß diese Gesetze nur nicht so bald mögen verdreht werden, oder wie man von den römischen Gesetzen sagt, eine wächserne Nase bekommen. Doch die Weisheit Ihres großen Königs wird die Sache schon so einzurichten und zu wenden wissen, daß alle Privatbesorgniß unnöthig ist. Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit in einer Sache, wo ich eigentlich nur bewundern kann. Sie wissen, daß ich gerne meinen Freunden alle Empfindungen mittheile, welche äußere Gegenstände in mir wirken. Sie haben mir persönlich und schriftlich schon so viele Proben Ihrer Wohlgewogenheit und Freundschaft geschenkt, als daß ich die Besorgniß einer übeln Aufnahme argwohnen dürfte. Eigentlich wollte ich Ihnen für Ihr gütiges Andenken nur herzlich danken; allein das Erhabene und Vortreffliche, das ich an Ihrem großen König bewundere, hat mich wider meinen Willen zu dieser Weitläuftigkeit verleitet.

Gönnen Sie mir ferner Ihr höchstschätzbares Wohlwollen, und Ihre Freundschaft. Seyn Sie versichert, daß keine Entfernung, und keine Zeit das dankbare Andenken aus meinem Herzen verbannen kann, welches meine Hochachtung gegen Sie nährt, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn u. s. w.

1751.

Zwölfter Brief.

An den Herrn von M**

einen mayländischen Edelmann.

Mein Herr!

Daß Sie Ihren alten Freund nicht vergessen, freuet mich unendlich. Fast hätte ich geglaubt, Sie in einer andern Welt einst wieder finden zu können; aber auf einmal erfahre ich, daß Sie noch leben, und daß Sie mich noch lieben. Sie hätten mir nichts angenehmers, als Ihren Brief übersenden können. Die Nachrichten, die Sie mir überschreiben, sind mir eben so wichtig, als wenn sie mich selbst beträfen.

Sie haben Ihren guten Vater verlohren, und ich traure mit Ihnen. Sie besitzen nun Ihr väterliches Gut, und ich erbitte Ihnen den Segen des Himmels zu der Verwaltung desselben: noch mehr, Gott hat Ihnen eine, wie Sie sich selbst ausdrücken, zärtliche, treue, und tugendhafte Gattinn geschenkt; und ich danke mit Ihnen der Gottheit für dieses wichtige Geschenk. Wer ein tugendhaftes Weib findet, der findet einen herrlichen Schatz. So drückt sich die Gottheit in ihrem uns geoffenbarten Worte aus. Es ist in der That eine theure Wahrheit; und alle, sowohl die, welche der Gottheit ihr Leben also geweiht haben, daß sie von der Welt nicht befangen worden, als auch die, welche die Gott-

heit

heit gebraucht, das menschliche Geschlecht zu bauen, müssen diese Wahrheit erkennen, und verehren. Schmecken Sie das Glück ganz, welches zärtlich liebenden Seelen zu Theil wird; lassen Sie ja nichts Ihre Liebe stören, was auch immer Widriges sich ereignen möchte. Glück und Unglück theilen Sie mit Ihrer Gattinn, so wird das Trübe, was sich oft ereignet, leicht und erträglich, das Heitere aber angenehm, und doppelt süsse werden.

Meine Freude über Ihre Verbindung wird mir doppelt seyn, wenn die Neuigkeiten, die ich von Ihnen erhalten werde, mir Versicherungen von Ihrem und Ihrer lieben Gattin Wohlergehen, und von Ihrer beyderseitigen, immer mehr wachsenden Zärtlichkeit geben.

Sie sind in einen Stand getreten, mein Geliebter! der Ihnen auf mancherley Weise Vergnügen verschaffen kann; der Ihnen ein Glück zuwege bringen wird, davon Sie noch nach diesem Leben die thätigsten Spuren empfinden werden. Sie sind nun Hausvater: eine sehr große Würde. Vermög derselben sind Sie in Ihrem Hause das, was ein Regent in seinem Lande ist. Da die Seele das Edelste der Menschen ist, so haben Sie, als Vater Ihres Hauses, auch die Verpflichtung auf sich, für alle Seelen Ihres Hauses zu sorgen. Diese Obliegenheit hat die Gottheit weislich mit dem Haus-

vaterverstande verbunden, damit Segen und nicht Unsegen ins Haus komme. Sie hat aber auch die, vorzüglich geistlich, aber auch leiblich zu segnen versprochen, welche ihr mit aller Reinigkeit des Herzens dienen. In einem Hause muß also der Segen des Herrn vorzüglich wohnen, wo alle Glieder desselben mit ihren Geschäften das Gebeth verbinden. Je vollkommner nun man sich bestrebt, dem Willen der Gottheit nachzukommen, durch eine herzliche Liebe gegen Gott und den Nebenmenschen: desto mehr Gedeihen muß vom Himmel auf alles, was darinnen vorgeht, herab fliessen. Nun werden alle, die Ihnen dienen, unter dieser Bedingung nichts als den Nutzen ihres Herrn suchen.

Doch, so groß dieser Nutzen auf Erden ist, so ist er doch von noch weiterer Erstreckung. Einst, wenn sie im Genuß des unwandelbarsten Glücks, im Glanze der Gottheit sind, wird dieses noch das Glück mit erheben, das in ununterbrochnem Anbethen der Gottheit besteht. Welch ein entzückender und alles übersteigender Gedanke, wenn man sich denkt, daß alle, die mit uns verbunden waren hier auf Erden, ihre Lob- und Danklieder mit in die unsrigen überfliessen lassen; wenn wir auch von mancher Seele einen Dank ärndten werden, dafür, daß wir sie hier zur wahren Verehrung der Gottheit erweckt hatten!

Aber

Aber es wartet nun ein noch größerer Vortheil auf Sie, der Ihnen desto näher angehen wird, je näher die Gegenstände, welche ihn veranlassen, Ihnen näher angehen: das Glück, Vater zu werden. — Vater guter, in der Furcht des Herrn, und in der Liebe zum Mittler erzogener Kinder zu seyn. — Mein Geliebter! dieses ist ein sehr überwiegend Glück. Jeder Tag wird Sie alsdenn zu neuen Verehrungen, und Anbethungen des höchst liebenswürdigsten Gottes auffordern; jeder Tag wird alsdenn alles Gute, was Ihnen die Gottheit sonst schenkt, merklich verschönern, und reizender machen. Aber auch hier hat das größte Glück Ihnen jene gränzlose Zukunft vorbehalten, wenn Sie, an der Hand Ihrer Kinder, zur Seite Ihre geliebte Gattinn haben, und nun so dem Throne des liebenswürdigsten Mittlers zueilen, und ihn mit seinen eignen, in den Tagen seines Wandels auf Erden gesprochnen Worten anreden können: Hier bin ich, und die, welche du mir gegeben hast.

Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihnen nicht dieses Glück wünschen, und von der Gottheit erbitten sollte.

Fahren Sie ja fort, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von Ihrem Befinden zu ertheilen; Sie sehen, Ihr alter Freund, Ihr Ganganelli empfindet alles Glück mit, was Ihnen zu Theil

 wird,

wird, und dankt dem Geber, von welchem Sie es erhalten.

Ehe ich Sie jetzt verlasse, kann ich mir das Vergnügen unmöglich entziehen, welches ich über einen Spaß empfinde, der unsere jugendliche Umarmungen oft erheiterte. Wer war es denn, der sich dazumal zu sehr der Welt abgestorben glaubte? Wer wollte denn von allem dem, was Sie nun so schön erfüllt haben, gar nichts wissen? Wer prophezeihte denn immer, und glücklich? War es nicht Ihr Freund? Sie kannten Sich, und den in Ihnen wohnenden Trieb zu wenig. Ich freue mich nicht nur, daß sie alles so schön erfüllt haben; sondern ich danke auch, wie ich Sie schon versichert habe, der Gottheit dafür. Ich bin so sehr ganz Freude, daß, wäre es mir möglich, ich gleich zu Ihnen eilte, Sie zu küssen, und Ihrer guten Gattinn zu sagen, was sie für einen guten gefühlvollen Mann habe; aber auch selbige zu bitten, die Gunst und Freundschaft, die Sie mir von jeher geschenkt, mir zu erhalten, und durch die ihrige zu vermehren.

Grüssen Sie Ihre gute Begleiterinn auf dem Pfade dieses Lebens; sagen Sie ihr, daß ihr Freund sie eben so hochschätzt, als er ihren guten Mann innig liebt.

Von Ihrem Herrn Bruder sagen Sie mir kein Wort. Melden Sie mir doch, welche Zone ihn jetzt deckt.

Ver-

Verzeihen Sie dem Erguß meines Herzens, den Hochachtung und Freundschaft erzeugt, und mit welchem ich bin u. s. w.

Dreyzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Mein Herr!

Sie haben meine Bitten statt finden lassen, die ich in meinem letztern Briefe gethan habe; und innige, herzliche Dankbarkeit sey Ihnen dafür. Die Nachrichten, die Sie mir zu geben fortfahren, intereßiren mich gar sehr. Schon lange, und mit herzlicher Sehnsucht habe ich Nachrichten von Ihrem geliebten Bruder, welcher eben so sehr mein Freund ist, als Sie es sind, getrachtet. Die Laufbahn, welche er zu betreten, angefangen hat, wird ihm Ehre und Glück bringen, so wie Ihnen Freude, und allen Ihren Freunden, worunter Sie doch Ihren Ganganelli mitrechnen, theilnehmendes Vergnügen.

Die Reisen, auf welchen er sich jetzt befindet, werden ihm Menschenkenntniß, und ausgebreitete Einsichten verschaffen. Man kann freilich nie andere Völker beßer kennen lernen, als wenn man ihren Charakter, wodurch sie sich von andern unterscheiden, ihre Einrichtungen

und Verfassungen selbst zu bemerken sucht. Dieses ist der wahre Grund, worauf eine wahre Staatsklugheit zu bauen ist. Spanien, Frankreich, und Deutschland haben so vieles, welches mein Freund nutzen wird, daß es nicht anders kommen wird, als daß ihm die große Kaiserinn Königinn, Ihre Beherrscherinn, deren Staaten an diese Reiche gränzen, gewiß seine Mühe belohnen wird. Ein nie versiegendes Vergnügen, dem Vaterlande alsdenn in allem Betrachte nützlich seyn zu können, wird alle seine Handlungen belohnen, und beleben.

Die Fähigkeiten, die ich sonst an diesem geliebten Freunde bemerket, und die Ihrer Familie eigne Güte des Herzens, werden ihn gewiß zu einem treuen Diener Ihro Majestät, zu einem Wohlthäter der Menschen, und zu einer wahren Stütze seines Hauses, und vieler Redlichen machen.

Mit Ihres brüderlichen Herzens Wunsche, daß die Gottheit ihm Gesundheit, und alles Wohlergehen schenken möge, daß er seine Reise glücklich vollenden, und mit Ehre geschmückt Ihren zärtlichen Umarmungen zueilen möge, verbinde ich meine herzlichen Wünsche. Ohne Zweifel werden Sie sich oft mit dem Geliebten schriftlich unterreden; o, melden Sie ihm doch, wie sehr ich mit aller Theilnehmung noch sein Freund bin. Sagen Sie ihm, daß er Wien

zum

zum Ziel seiner Reisen machen, daß er da der großen Theresia Gnade sich selbst empfehlen soll: dieser großen Kaiserinn, deren Güte des Herzens eben so bekannt ist, als sie eine Belohnerinn der Verdienste, und eine zärtliche Mutter ihrer Unterthanen ist.

Hingerissen von den süssen Zügen der Freundschaft hätte ich bald vergessen, Ihrer zärtlichen Gattin für die mir zugedachte Wohlgewogenheit und Freundschaft den verbindlichsten Dank abzustatten. Und damit ich mich dieser Gunst, und Ihres mir höchst schätzbaren Andenkens ganz versichere, so wage ich es, ihr dieses kleine, aber schön gebildete Gemälde des blutschwitzenden Erlösers zu überreichen. Die Schilderung, die Sie mir von der Güte ihres guten Herzens gemacht haben, läßt mich hoffen, daß sie selbiges da aufstellen wird, wo sie am liebsten ihre Betrachtungen, und heiligen Uebungen zu haben pflegt. Möchte doch jeder Blick, den sie auf selbiges heftet, in ihrem Herzen das darinn glühende warme Gefühl immer mehr anfeuern! Auch die sanfte, unter Ihnen herrschende zärtliche Liebe erhalte Nahrung dadurch! versichern Sie selber meine ganze Hochachtung.

Nun noch etwas von Ihrem Freunde. Noch immer ist er mit Geschäften, und mit täglich abzulegenden Aufwartungen überhäuft. Nicht eher als des Abends kann er sein Herz und seinen

nen Geist durch die Unterredungen mit einem Freunde, oder durch ein gutes Buch erheitern.

In diesem Stücke, ohne Sie zu beneiden, sind Sie weit glücklicher als ich. Ungestört auf Ihrem Gute, können Sie beydes, Ihr Herz und Ihren Geist angenehm unterhalten. Die reizenden Aussichten, welche sich Ihren Augen darbiethen, sind entzückend. Ich denke sie mir, und denke sie mit voller Freude. Ich sehe Sie an der Seite Ihrer geliebten Gattinn aus dem Fenster das Herrliche überschauen, was die allmächtige Hand des Schöpfers in Ihre Gegend alles für Angenehmes gelegt hat. Diese Reize gewinnen sehr viel dadurch, daß Ihr Haus an einer Anhöhe liegt. Von da aus können Sie die Häuser Ihres Orts übersehen, und das angenehme Thal, welches durch die dasselbe einschliessende Berge, worauf die Wolken aufzuliegen scheinen, hindurch läuft, zu einer kleinen schönen Welt machen. Die Wiesen, welche mit den schönsten Blumen im Frühjahre prangen, wechseln mit den von Segen treufelnden Feldern ab. Hier wird eine Wiese durch ein durch selbige rieselndes Bächlein gewässert; dort hüpfen auf einer andern die Ziegen und Schafe. Ein Bach, helle wie Silber, krümmt sich auf seinem dreystündigen Wege zwischen den Feldern und Wiesen durch. Von den Bergen herum erheben sich die stolzen Gipfel und dichten Aeste der Bäume, und scheinen sich in den Wolken verlie-

verlieren zu wollen. Das Wild, welches sich zu äsen, und zu trinken sucht, stürzt herab ins Thal, und kühlt sich im Bache. Die Bäume, welche die Wiesen und Felder begränzen, geben dem Auge die reizendste Weide. Mit einem Worte, Ihre Gegend hat so viel Herrliches, daß sie ein Engländer dem schönsten Park vorziehen muß. Das Vorzüglichste aber noch, was Ihnen Ihre Gegend schenkt, ist das gemilderte Clima, und die reine, schöne Luft, welche Sie mit jedem Morgen athmen können.

Wieviel habe ich Ihnen, mein Geliebter! nicht wieder geplaudert. Ich hatte mich, durch meine feurige Imagination verleitet, verloren, und ich dachte mich ganz an Ihre Seite. Es wird Ihnen dieses einen starken Beweis davon abgeben, daß ich noch immer der alte Ganganelli bin; o, möchte es Ihnen doch eben so vollkommen überzeugen, daß ich noch mit eben der alten Freundschaft sey u. s. w.

Vierzehnter Brief.

An den Bruder des Vorigen.

Mein Herr!

Nichts Angenehmers konnte mir zu Handen kommen, als Ihr mir ganz unerwartetes schriftliches Andenken. Soviel ich einsehen

kann,

kann, ist mein redlicher Freund, Ihr geliebter Herr Bruder ganz allein die Ursache davon. Dank seiner Güte, die mich Ihnen so sehr zum geneigten Andenken empfohlen hat!

Um Ihnen einigermassen einen Begriff zu machen von der angenehmen Ueberraschung Ihres mir sehr schätzbaren Briefes, so denken Sie sich Ihren Freund, wie er noch des Morgens mit einem Buche in der Hand am Tische saß; wie ihm ein Brief überreicht wird; wie er sich die Züge und Pettschaft, welche ihm ganz fremde vorkamen, zu erforschen, beschäftiget; wie er endlich den Brief entsiegelt, und auseinander schlägt; wie er begierig nach der Unterschrift sieht, und — nun denken Sie sich alle die Freude, alles das Vergnügen, das Innige, welches sich in mein Herz ergoß, als ich Dero mir geliebten Namen las. Eine Freudenthräne floß meine Wange herab, der Gottheit zu danken, die mir diese Freude schenkte. — So lebt er noch, der Redliche, der Geliebte? so denkt er noch an mich? — so brach ich aus, und meine Imagination war beschäftigt, Ihr Bildniß meinen Augen darzustellen. Kaum konnte ich noch einige Züge sammeln, so lange ist es schon, daß ich von Ihnen getrennt bin, und so lange habe ich von Ihnen keine Nachricht erhalten.

Sie befinden sich jetzt in Paris, wohin die Güte eines guten Königs viele Fremde lockt.

Doch Sie haben noch eine nähere Ursache Ihres dasigen Aufenthalts. Der Hof: die Minister, ihre Denkungsart, ihre Verhältnisse untereinander; die Manufacturen; die Handlung; das Kriegswesen; — dieß sind einige Gegenstände, die Sie vorzüglich dort beschäftigen werden. Zugleich, da Sie den Musen so gewogen sind, und die Wissenschaften lieben, besuchen Sie auch die Bibliotheken, und suchen sich die Bekanntschaft der vorzüglichen Gelehrten zu erwerben.

Dieß scheinen die Gesetze zu seyn, nach welchen Sie bisher Ihre Reisen eingerichtet haben. Daher sagen Sie mir so viel wichtiges von Spanien. Der König ist ein gütiger Herr; und seine Rathgeber gehen bey den Mishelligkeiten, welche sich mit jedem Jahre zwischen Frankreich und England hervorthun, und die so lange dauern werden, als diese beyden Reiche in dem Zustande bleiben, in welchem sie jetzt sind, sehr behutsam, und vorsichtig. Von den Wissenschaften und Künsten sagen Sie eben das, was schon viele bemerkt haben.

Von Paris wollen Sie Ihre Reise durch Holland nach England fortsetzen; und dieß ist vortrefflich gewählt. Sie verlangen von mir, da Sie das erfahren haben, was ich gegen Ihren geliebten Herrn Bruder gedacht habe, meinen Freundschaftlichen Rath; und wiewohl ich

davon

davon zu urtheilen, meine Schwäche zu gut fühle, so muß ich doch nach meinen wenigen Einsichten gestehen, daß diese Wahl sehr schön gemacht ist. In Holland werden Sie sehr vieles zu bemerken Gelegenheit haben. Es ist ein Land, welches durch seine unermeßlichen Reichthümer manchen Finanzverständigen auf irrige Gründe geleitet hat.

Die vereinigten sieben Provinzen sind von je her, noch ehe sie sich der spanischen Herrschaft entrissen, und ein eigner Staat geworden, im Besitz großer Reichthümer gewesen. Der wahre Grund von diesen Reichthümern ist kein anderer, als die besondere und eigene Verfaßung und Lebensart der Unterthanen. Jedes Glied dieser Republik gebraucht wenig oder gar keine Producte, die aus andern Ländern sind. Lauter einheimische Producte brauchen sie, und den Ueberschuß bringen sie mit Vortheil an andere Nationen. Von ihnen erhandeln sie andere Producte, welche Sie mit Vortheil einhandeln, und mit noch größerm Nutzen an andere Nationen absetzen. Zu ihrem Unterhalte reicht ihnen also das allermeiste ihr Land dar; mithin sind es eigentlich die Reichthümer anderer Länder, die sie nutzen, und deren Profit ihnen wahre Geschenke sind, die andere Länder ihnen machen. Hierzu kömmt noch die große Freyheit, welche die Handlung genießt. Die Abgaben, als Zölle und dergleichen, sind für nichts

zu rechnen, gegen die grossen Reichthümer, welche ihnen die vielen fremden Schiffe jährlich zuführen. Bey dieser Verfaßung wird und muß Hollands Reichthum immer mehr wachsen. Dieses Wachsthum wird noch dadurch vermehrt, daß viele Nationen Schuldner dieses Staats werden.

Hiernächst werden Sie wohl Amsterdam und den Haag zu Ihrem Augenmerk machen. Man hört und liest viel Merkwürdiges von diesen beyden.

England ist ein Land, wo schon das Wort Freyheit jedem Einwohner desselben das Herz aufschwellet. Der Hof, das Ministerium, das Parlement, London, die gelehrten Oerter, und viele andere merkwürdige Sachen werden Ihre Aufmerksamkeit reizen, und Ihre Einsichten bereichern. Die Handlung, die Bank, das Schiffsbauwesen sind eben so interessante Sachen, als die Manufacturen, und die wirthschaftlichen Einrichtungen. Auch die Denkungsart, und die Handlungen der geringern Classe der Bewohner dieses Reichs, welche alle durch den größten Enthusiasmus geleitet werden, verschaffen einem Fremden immer mehr Vergnügen, jemehr einer selbigen nachspürt. Hier wünschte ich in Ihrer Gesellschaft zu reisen. Der englische Character hat immer bey mir den Wunsch rege gemacht, dieses enthusiastische Volk

in seiner häuslichen Einrichtung, und in seinen Handlungen überschauen zu können. In Ansehung der höhern Wissenschaften, verehre ich die englischen grossen Geister gar sehr; und ich möchte in den gelehrten Versammlungen seyn können, und mir die Freundschaft manches Gelehrten verschaffen!

Meine Aeußerung gegen Ihren Herrn Bruder wegen Ihrer Reise haben Sie gütigst und freundschaftlich angenommen. Dürfte ich noch einiges freundschaftlich bittend hinzusetzen, so wäre es dieses, ihren Rückweg aus England durch Niedersachsen über Berlin nach Wien zu nehmen. Ein Freund, ein deutscher gelehrter Edelmann, den ich hier habe kennen gelernt, hat mir sehr viel Angenehmes und Nützliches von Niedersachsen gesagt. Besonders soll die Bibliothek in Braunschweig wegen vieler Manuscripte herrlich seyn. Auch der Herzog verdiene alle Aufmerksamkeit, da er ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit sey.

In Berlin werden Sie einen großen König sehen, und vieles sehr merkwürdig finden. Die Akademie daselbst ist ein Institut, dem dieser große König völliges Leben zu geben gewußt hat. Ein der Staatswissenschaft Gewiedmeter wird da vieles bemerken können. Mein schon gerühmter deutscher Freund hat mir von diesem Staate als sehr merkwürdiges gesagt, daß alle

Unterthanen bis auf den Bauer in Ansehung der Regierung ein Stillschweigen gegen Fremde beobachten, welches bewundernswürdig sey.

Mit allen den nun eingesammelten Kenntnissen eilen Sie der Residenz der großen und wohlthätigen Theresie zu. Da werden Sie das meiste von allem, was Sie gesehen, vereinigt, und zusammen finden. Sehr vieles wird da Ihre Bewunderung reizen, und Ihre Ehrfurcht beleben.

Der Kaiser, der gütigste Monarch von der Welt; die Kaiserinn, die zärtlichste Mutter gütevoller durchlauchtiger Kinder; die redlichsten Rathgeber ihres Monarchen; die Wirkthätigkeit des Ministeriums; die lebhafte Thätigkeit des Kriegswesens — alles wird Sie zur größten Aufmerksamkeit hinreissen. Geben Sie sich alle Mühe, daß Sie den beyden Majestäten vorgestellt werden; und die Gottheit lasse dieses von der Wirkung seyn, daß Sie den Umarmungen Ihres auf Sie wartenden Herrn Bruders, und dessen geliebten Gattinn, mit Ehre gekrönt, Ihren Verdiensten gemäß, zueilen mögen. Alsdenn aber, wenn Sie nicht von wichtigern Geschäften gefesselt werden, suchen Sie den Umarmungen Ihres Freundes zuzueilen, der von Gott allen Segen, alles Wohlergehen, und alles Glück für Sie erflehen

 wird,

wird, bis er Ihnen umarmend sagen kann, wie warm sein Herz für Sie schlägt, und wie sehr er ist u. s. w.

Fünfzehnter Brief.

An den Prälaten C**

Mein Herr!

Daß ich Ihnen doch eine recht angenehme Nachricht zu geben im Stande wäre; allein die Gottheit hat Ihnen und mir das Herz tief verwundet. Ihr und mein unvergeßlicher Gönner, dessen Standhaftigkeit auf seinem Krankenlager ich Ihnen vor acht Tagen geschildert habe, ist nicht mehr.

Vorgestern Abends eilte ich noch zu ihm, ihm die schlaflose Nacht erträglich machen zu helfen. Ich fand ihn ganz entkräftet; doch ermunterte er mich mit dringenden Worten, zu bethen, um seine Seele, wie er selbst sagte, immer mit solchen Gedanken zu erfüllen, welche seiner bald zu erfolgenden höhern Bestimmung angemessen wären.

O, könnte ich Ihnen doch die Inbrunst schildern, mit der er bethete! könnte ich Ihnen doch das Gefühlvolle, und Herzliche darstellen, mit dem er seufzete! seine Augen hiengen schmachtend

tend an dem Bilde des leidenden Mittlers, und sein Herz schien Leben und Geist zu saugen. Seine Seele schien ganz im Erguß der Freude dem liebenden Mittler zuzueilen, und in der Faßung der Magdalenen umarmen zu wollen.

Gegen Morgen erholte er sich wieder, aber nur gleichwie ein Licht, daß nur darum wieder auflodert, um bald zu verlöschen. Er redete mit aller Gegenwart des Geistes, und ward mit seiner Gelassenheit und Standhaftigkeit ein tief eingedrücktes Beyspiel, wie man bey allen Schmerzen getrost und geruhig seyn soll. Sein Herz schwamm schon ganz in der Gnade des Mittlers, und seine Seele wand sich immer mehr los, um bald die Gnadenhand küssen zu können, die ihn ergriffen hatte. Als der Tag über die Schatten der Nacht gesiegt hatte, suchte er sich noch näher der Gnade zu versichern, welche er so mächtig fühlte, durch die Zueignung und durch die Theilnehmung an den heiligen Sacramenten. Hie hätte ich Sie, mein Herr! gegenwärtig zu seyn gewünscht. O! die Andacht, und die Zuversicht, welche beyde sein Gesichtszug den Umstehenden predigte, war überwichtige Ermunterung zur wahren Gottseligkeit, und zur herzlichsten Liebe gegen den Anbethungswürdigsten.

Nach dem Genuße dieser Gnadenschätze brach er gerührt also aus:

„ Gottheit, die du mich in deinem Sohne
„ schon geliebet, ehe ich noch dieses Leben em-
„ pfieng, ja noch ehe ich bereitet war, dir danke
„ ich noch mit gebrochner Rede für das Ueber-
„ maaß der mir geschenkten Gnade und Güte.
„ Nimm um des gnädigsten Mittlers, deines
„ Sohnes willen, den Dank gnädig an, den
„ ich dir noch einmal, am Rande meines Lebens
„ bringe. Wie glücklich muß und kann ich mich
„ nicht preisen, daß du mir Aeltern gegeben,
„ die der dankbaren Zahl deiner Kinder zuge-
„ hörten; daß du mich in der von dir erwähl-
„ ten Kirche geboren werden liessest! Welche
„ unverdiente Wohlthaten sind das nicht? Noch
„ mehr, du liessest mich in deinem, auch mir
„ zum Heil geschenkten Worte und Willen un-
„ terweisen; und deine über alles wichtige
„ Gnade ließ mich dir mein ganzes Leben wei-
„ hen. Immer in deinen Wegen nach den mir
„ dazu geschenkten Kräften zu wandeln, und
„ ein Vertrauter deiner Geheimnisse zu seyn,
„ leitete mich deine Hand mächtig; und deiner
„ erwählten Knechte Leben, die nun schon in
„ ewigem Anbethen vor dir beharren, ermun-
„ tere mich kräftig, immer mehr mein Leben
„ dem zu weihen, der mir es gnädig und groß-
„ müthig erwarb. Möchte doch dieses auch

„ jetzt

„ jetzt besonders dem göttlichen Mittler ange-
„ nehm seyn! Doch noch viele andere Gnade,
„ die du mir geschenkt, habe ich dir zu verdan-
„ ken, und besonders die, daß du mir Gelassen-
„ heit und Zuversicht schenkest, deinen Prüfun-
„ gen und Läuterungen getrost mich zu unter-
„ werfen. Ich fühle es, daß deine Gnade mich
„ nun bald zu der längst gewünschten Vollkom-
„ menheit führen wird, wo ich dir so brünstig
„ und vollkommen, als ich wünsche, danken,
„ und dich anbethen werde. So nimm nun,
„ Herr! meinen Geist zu dir: so laß mich nun
„ in der Gesellschaft deiner Heiligen, nach allen
„ noch über mich bestimmten Prüfungen, dir
„ ewig danken, und dich tief anbethen: laß die
„ Seele den zernagten Körper fliehen: laß die-
„ sen einst durch die Macht deines Sohnes
„ wieder aufleben, damit er in Verbindung
„ meiner Seele in deinem Licht wandle: laß
„ die Gebethe deiner Kirche, und frommer See-
„ len meiner nun bald sich vom Körper loswin-
„ denden Seele zu statten kommen: so — so
„ — so laß mich Herr im Frieden fahren!„

Kaum waren diese letztern Worte geendigt, so verschied dieser Liebling Gottes, und der Menschen. Möchte ich doch meine Thränen mit den Ihrigen mischen können bey dem Verluste des großmüthigsten Mannes, des liebreichsten Freundes, des wohlthätigsten Gönners,

und eifrigsten Liebhabers Gottes, und des Mittlers! Ich weis, was Sie und ich verlieren. — Aber welche große Hoffnung unterstützt uns bey unserm Verluste? Wir werden ihn einst wieder finden, und mit ihm dem auf das vollkommenste danken, der uns Glück und Prüfung hier auf Erden geschenkt hat.

Das Leben, so wie das Ende unsers Gönners und Freundes wird uns indessen immer kräftige Ermunterung auf dem Pfade dieses Lebens bleiben. Eine kleine vergängliche Zeit trennt uns nur von ihm; und dieses wird mir allezeit wohlthätige Erinnerung seyn, wenn Prüfungen und Widerwärtigkeiten meine Tage trüben sollten. Diese Erinnerungen von Zeit zu Zeit zu beleben, werde ich zu dessen Urne wallfahrten. Zwar werde ich traurig oft dabey klagen:

* Tacit 'ombre, che porgete
Dolce calma all' altrui pene,
Per me ſola vi rendete
Più funeſte ancor de dì;

aber

* Ich habe lieber die gebundenen Worte stehen lassen, welche lauten: Ihr stillen Schatten, die ihr den Kummer anderer mit sanfter Ruhe stillet, für mich allein werdet ihr trauriger als dieser Tag.

aber meine Hoffnung ihn wieder zu finden, wird auch diese Klagen mildern; denn

** Cara speme, ah tu pur sei
Dolce don de' Cieli amici,
Tu sollevi gl' infelici,
Tu rallegri un mesto cor.

Sie werden mein weitläuftig Schreiben gütigst aufnehmen, und mein Bestreben mit aller Hochachtung zu verharren u. s. w.

Sechszehnter Brief.

An einen jungen Römer.

Geliebter Jüngling!

Das Feuer, welches Ihre Jugend belebt, und der Trieb, ein würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, erweckt keine geringe Freude in mir. Möchte doch mein Lob, und meine Liebe das in Ihnen aufkeimende Gute beleben können! Möchten Sie doch immer ein Zutrauen mir schenken, so wie ich es wünsche,

** Angenehme Hoffnung, ach! du bist ein süßes Geschenk des gütigen Himmels; du erquickest die Unglücklichen, und ein traurig Herz erfreuest du.

und von Ihnen bitte! Meine Liebe gegen Sie ist stark, und ich wünschte Ihnen thätige Beweise davon geben zu können. Vielleicht ist es Ihnen nicht gleichgiltig, wenn ich Sie versichere, daß mir Ihr, durch die Güte des Schöpfers heute erlebter Tag Ihrer Geburt ein Festtag ist; daß ich die Gottheit für Sie um Segen, Glück, und Wohlergehen anflehe; und daß ich herzlich wünsche, dieses kleine Denkmal meiner herzlichen Liebe gegen Sie möge Ihnen eben so angenehm, und unvergeßlich werden, als der heutige Tag. Ich zweifle hieran keineswegs, da Sie sich den Wissenschaften so fleißig widmen, so wie Sie auch gerne sich mit Lesung guter Bücher, wozu dieses allerdings gehört, beschäftigen.

Aber, fragten Sie mich letztlich: welche Bücher sind zur Claße der guten zu rechnen? Alle die, welche unsere Einsichten bereichern, unser Herz bilden, und uns näher mit der heiligsten Religion bekannter machen. Zwar ist auch die Lesung eines Buchs, aber nur zur Aufheiterung erlaubt, welches uns durch seine angenehme eingekleidete Art, und durch Erzählungen Vergnügen verschafft; allein, sorgfältig müssen Sie sich hüten, daß Sie nicht alle, oder die meiste Zeit auf solche Bücher wenden, welche man heut zu Tage Modebücher nennt, und ohne welche man, wie man vorgiebt, nicht Weltkenntniß und Le-

bensart erlangen könne. Gemeiniglich sind diese Bücher also beschaffen, daß die Lesung derselben jungen Gemüthern mehr schädlich wird, als daß sie Nutzen daraus ziehen sollten; weil ihre Beurtheilungskraft noch nicht genug gebildet, und befestigt ist, solche Sätze beurtheilen zu können, die das Herz auf immer vergiften.

Solche Bücher sind die Romanen. Die Schwachheiten und Tugenden der geschilderten Personen werden gemeiniglich so aufgestellt, daß man sogleich nicht den Schatten von dem Lichte unterscheiden kann. Außer den oft aufgestellten übeln Mustern zeigen sich die Fehler und Schwachheiten so, daß sie einen Anstrich von Güte bekommen, und falsche Begriffe von der Vollkommenheit wirken. Die erzehlten Begebenheiten sind oft, wenn man sie entkleidet betrachtet, so beleidigend, und so unwahrscheinlich, daß ein Herz, welches noch nicht alles gut beurtheilen kann, zu Begriffen geleitet wird, welche nichts als von sinnlicher Lebensart träumen. Das zu oft entehrte Kind des Himmels, die Liebe, wird so entehrt, daß man die aufgebrausten Leidenschaften mit ihm verwechselt. So wird das Liebe genennt, welches nur Schwachheiten sind, und diese, unter diesem Namen, werden nun zum Grunde angenommen, woraus alles Gute, alles was Tugend und schöne Eigenschaften heissen soll, fliesse.

Eigent-

Eigentlich aber sollten diese Schwachheiten nur für das gelten, was sie sind, nämlich unbesiegte Leidenschaften, welche den Helden der Erzehlung hingerissen haben. Das wirkliche Gute, Tugendhafte, und Edle, welches oft übertrieben an ihnen gefunden und gelobt wird, sehen die Verfasser solcher Erzehlungen alsdenn für Folgen der vorher mit dem Scheine des Guten bekleideten Schwachheiten an. Wie kann da ein nicht geübter Verstand den Schatten von dem Lichte, das Falsche von dem Wahren unterscheiden? Was wird da das Herz gewinnen?

Man sollte nicht einmal alle diese Schwachheiten deswegen anführen, daß man zeigen wollte, wie Leute dadurch Ruhm und Ehre hätten erlangen können. Im Gegentheil sollte man alles dieses nur so anführen, wie es nach den verschiedenen Absichten in Beziehung auf äußere gute Gegenstände geschehen sey, um diesen oder jenen Zweck zu erlangen. Also haben die Alten ihre ersten Helden geschildert, indem sie alle ihre Handlungen so schilderten, wie sie auf die Ausrottung der Ungeheuer, der Räuber, der Unmenschen, und aller Störer der öffentlichen Ruhe abzweckten. Zwar haben eben dieselben ihre größten Helden, einen Herkules, Theseus, Achill, u. s. w. in Absicht der schwachen sinnlichen Leidenschaft, die man Liebe nennt,

nennt, nicht unempfindlich geschildert. Indessen haben sie selbige ihnen nicht als eine Vollkommenheit, sondern als eine Schwäche, womit die menschliche Natur behaftet ist, und als eine Erholung nach grossen Verrichtungen angerechnet. Ueberdieß war das weder die Hauptbeschäftigung des Helden, noch des, der ihn schilderte; in den meisten Romanen unserer Zeiten aber ist das die vornehmste Beschäftigung, und der erste Endzweck, das man Liebeshändel vorträgt, und sie so lebhaft, und so angenehm schildert, daß ungeübte Beurtheiler nothwendig hingerissen werden müssen. Niemals ist man aber stolzer auf erlangte Einsichten als in der Jugend; niemals hält man fester an den eingesaugten Vorurtheilen, als wenn die Beurtheilungskraft noch nicht ausgebildet ist: daher sind solche Bücher, wie ich sie Ihnen jetzt bekannt gemacht habe, höchst schädlich.

Um Ihr gutes, wißbegieriges Herz zu bewahren, habe ich diese wenigen Gedanken über die Romanen beygefügt. Wenn Sie also an den Tag Ihrer Geburt denken, so denken Sie sich auch die freundschaftliche Warnung eines Freundes Ihrer Jugend, der Ihr Herz vor Sinnlichkeit und falschen Vorstellungen zu bewahren suchte. Wenn Sie ein ununterbrochenes Zutrauen gegen mich beweisen: so ist meine Liebe belohnt, die ich für Sie hege. U. s. w.

Sieben-

Siebenzehenter Brief.
An den Cardinal B**

Eminentissime!

Die Gütigkeit der Gottheit hat den Clienten und Verehrern Jhro Eminenz heute eine Gunst bewiesen, welche den lebhaftesten Gegenstand ihrer Wünsche ausmacht. Es ist selbiger der glückliche, und mit dem Segen des Himmels bekränzte Tag der Geburt Jhro Eminenz, welchen Dieselben in vollkommenem Wohlergehen begehen. Ich feyre diesen glücklichen Tag in meinem Herzen, in welchem die innigsten Regungen von Dankbarkeit, Diensteifer, von Liebe und tiefer Hochachtung auflodern. Alle diese Regungen rühren von dem Glücke her, welches ich besitze, mich zu der Zahl Dero Clienten und Verehrer rechnen zu dürfen. Angefeuert durch diese Regungen der innigsten Hochachtung, flehe ich die Gottheit brünstig um die Erhaltung Dero kostbaren Person an. Bis zum höchsten Lebensziele wolle doch die Gottheit Dero Lebensjahre mehren, und dieselben mit allem Seegen krönen, dessen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts fähig sind; auch alle Dero Bemühungen zum Heil der Kirche Gottes segnen! Alle, die das Glück geniessen, sich unter die Verehrer Jhro Eminenz rechnen zu dürfen, vereinigen gewiß Jhre

Bit-

Bitten und Wünsche mit den Meinigen, die ich zu Gott abschicke. Geruhen Dieseben mir ferner Dero mir unendlich theure Huld zu schenken. Wie glücklich werde ich seyn, wenn Sie mir selbige zugestehen werden! Täglich werde ich die Gottheit bitten, mich selbiger immer würdiger zu machen. Unaufhörlich wird meine Bemühung dahin gerichtet seyn, mit dem wärmsten Danke, mit der reinsten Unterthänigkeit, mit der tiefsten Hochachtung, und mit dem feurigsten Diensteifer zu beharren,

Ihro Eminenz

1753. unterthäniger Diener,
Ganganelli.

Achtzehnter Brief.

An einen neapolitanischen Edelmann.

Mein Herr!

Seitdem Sie mich verlassen haben, und dem Rufe Ihrer Geschäfte gefolgt sind, seitdem vermisse ich mit jedem Tage Ihren mir höchst angenehmen Umgang immer mehr. Welch eine angenehme Sache ist es doch, den sympathetischen Zug der Freundschaft zu fühlen! Können

nen

nen sich diese Empfindungen vor die vielen Sorgen wegen Ihrer Geschäfte drängen: so werden Sie ohne Zweifel eben das fühlen, was mein Herz erschüttert. Doch Sie lieben mich zu sehr, als daß ich glauben sollte, daß Sie Ihrem Freunde des Tages nicht wenigstens eine Minute widmen sollten.

So unbekannt mir die Gegenden sind, wo Sie sich jetzt befinden, so lebhaft weis ich Sie mir doch, ihren gemachten Erzehlungen nach, zu denken. Ich finde Sie in der mir oft geschilderten Entfernung von dem fürchterlichen Berge; ich begleite Sie in die fetten Gefilde, und eile mit Ihnen Ihrem Landhause zu. Hier setze ich mich mit Ihnen, und ich höre, wie Sie in unserer letztern Unterredung fortfahren, wie Sie mit mir einstimmig behaupten, daß die süssen und unschuldigen Vergnügungen des Landes alles überwiegen; daß die sinnlichen Vergnügungen im Gegentheile, womit die Städte und Höfe angesteckt sind, nichts als wahrer Verlust, wahres Gift sind. Ja, sagen Sie, welch ein grosser Unterschied unter den Empfindungen, welche die verschiedenen Vergnügungen wirken! welch eine höchstselige Empfindung strömt in mein Herz, wenn ich mich hier auf dem Lande bey den stillen und sittsamen Veilchen niederlasse, selbiges zu betrachten; wenn ich jeder Pflanze Wesen zu ergrün-

den

den suche; wenn ich die Größe ihres Urhebers, meines gütigsten Wohlthäters empfindbarer anbethen kann; wenn ich meinen wahren Werth, und meine wahre Bestimmung beßer kennen lerne: als wenn ich in der sogenannten großen Welt, Leute von allen wahren Empfindungen entblößt, in dem Taumel ihrer Leidenschaften immer mehr versenken sehe, welcher durch ihre Sinnlichkeit genährt wird! Sinnlichkeit ist der Zwang, welcher zur Wohllust drängt, und anspornt, immer weitern Fortgang zu wagen; sie ist das schleichende Gift, das nicht gleich wirksam ist, sondern es erst nach und nach immer stärker wird. Anfänglich scheint es ein unschuldiges Gefühl zu seyn, welches der Eigenliebe sehr schmeichelt; bald aber wird es ein fressend Gift, welches unser ganzes moralisches Gefühl in Trunkenheit, Sinnlosigkeit und Betäubung versetzt.

So hatten Sie die unangenehme Gelegenheit, alles dieses an dem unglücklichen von * * zu bemerken. Sie haben die Sinnlichkeit seiner Handlungen und Denkungsart oft mit mir in Ueberlegung genommen; und was alle moralische Folgerungen erwarten liessen, ist nun durch die Erfahrung erwiesen. Ganz Sinnlichkeit lachte er jeder drohenden Gefahr; der Taumel nahm zu, und er ist unaufhaltsam in den betrügerischen Arm der Wohllust und in sein Unglück

gesunken. Um den innern Richter ganz erstummend zu machen, gebrauchte er erst Entschuldigungen; alsdenn glaubte er unauflösliche Zweifel gegen die Natur und das Wesen seiner Pflichten, gegen die Gesetze der Unterwürfigkeit, und endlich, um die Dämmerung, die in seiner Seele noch war, mit der finstersten Nacht zu verwechseln, gegen die wahre Religion zu haben. So wurde er nicht nur unmoralisch, sondern auch lasterhaft in der That, und unglaubig. So wird er aus einem Abgrunde in den andern versenken, und in der Nacht des Grabes und des tödtlichsten Verderbens unwiederbringlich erliegen.

Welch Glück wird nicht in Ihrem Busen bey dieser Nachricht sein Haupt erheben! Aber welches Mitleiden wird nicht auch in Ihrer guten Seele erwachen, wenn Sie auf diesen und andere Mitmenschen, die auf ähnliche Art gesunken sind, herabblicken! So entehrt die Sinnlichkeit die Geburt, die Talente, die Einsichten und die Reichthümer: so werden alle diese Geschenke des Himmels zu Werkzeugen des schwärzesten Undanks gegen denselben gemacht; so versetzt selbige ihre Verehrer in eine sumpfige Gegend, wo die gütigen Strahlen der Sonne die aufsteigenden Nebel nie besiegen können.

Wie gerne möchte ich mich mit Ihnen über die herrlichen Wahrheiten noch mehr unterhal-

ten! Wie gerne möchte ich im Genuße unserer beyderseitigen einander mitgetheilten Empfindungen das Herrliche noch mehr bewundern, was geläuterte Einsichten, und moralische Güte darreichten! Die Entfernung, die uns trennt, sucht zwar Ihnen und mir dieses Vergnügen zu entziehen; aber unsern miteinander sympathisirenden Seelen wird es doch nicht fehlen, und sollte es auch nur schriftlich geschehen, uns einander mitzutheilen. Kein Brief, den ich von Ihren freundschaftlichen Händen erhalte, kann daher zu lang seyn, als daß ich ihn nicht noch länger wünschen sollte. So lassen Sie uns denn, so sehr sich auch die Entfernung dazwischen zu setzen scheint, immer öfter uns einander schriftlich mittheilen. Mit dem innigsten Vergnügen, und der beruhigungsvollsten Freude werde ich allezeit dieses Mittel, und diese Gelegenheit ergreifen, Ihrem freundschaftlichen Herzen zu sagen, daß ich unaufhörlich bin u. s. w.

Neunzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Mein Herr!

Die Nachricht von der Krankheit, womit Sie befallen worden, hat mich in keine geringe Unruhe versetzt. Wie beklage ich Sie! Könnte

te ich Ihnen doch auf einige Weise eine Linderung verschaffen! Die Seele leidet allemal, wenn der sie umfassende Körper geschwächt wird, und diese Klage verkündet mir leider auch Ihre freundschaftliche Zuschrift.

Sie sind zu sehr Christ, als daß Ihnen nicht alle diese Trostgründe, welche Vernunft und Christenthum darreichet, bekannt seyn sollten; allein, wie schon gedacht, da die Seele bey den Krankheiten des Körpers oft außer Stand gesetzt wird, ihre Kräfte zu unserer Befriedigung anzuwenden, so wage ich es, Ihre Klagen zu mildern. Sie sagen mir, daß Sie sehnsuchtsvoll Ihrer Auflösung entgegen sehen; daß Sie, statt eines langen siechen Lebens, lieber zum Genuß der höhern Vollkommenheit gelangen möchten. Diese Wünsche, mein Geliebter! die Sie Ihrem Freunde anvertrauen, sind an und für sich nicht unbillig, noch tadelhaft; aber erlauben Sie mir, daß ich mit Ihrem guten Herzen so rede, wie Sie es bey gesunden Tagen selbst thun würden.

Sie haben recht, das längste Leben ist doch nur kurz, doch nur ein Traum; aber, es sey so kurz als es wolle, so ist es doch ein Geschenk der Gottheit. Ein Geschenk verdient allezeit unsere Dankbarkeit, es sey so klein und gering als es nur immer will; mithin ist dieser

Wunsch, bald aufgelöst zu werden, mit aller Vorsichtigkeit und Ueberlegung zu wagen. Sowohl unsere natürlichen Einsichten, als die, welche uns der geoffenbarte Wille der Gottheit verschafft, führen uns auf Begriffe, die uns dieses Leben als ein wahres Gut vorstellen. Und daher ist eben die Furcht zu leiten, welche alle Menschen vor dem Tode haben. Diese Furcht ist auch nicht unvernünftig. Der natürliche Mensch, wenn er auch die Kräfte seines Geistes noch so sehr erhöht hat, wird allezeit Gesinnungen hegen müssen, die ihn bestimmen, die Erhaltung dieses Lebens zu wünschen. Wenn ihn auch keine grobe Furcht vor dem Tode befängt, daß er glaube, mit dem Tode sey alles aus, als wovor die Menschheit zurücke bebt; so ist doch die Trennung der Seele vom Körper allezeit eine fürchterliche Sache. Dem Christen, der die Menschheit doch immer behält, wird zwar der Tod mehr oder weniger erträglich, je mehr oder weniger das Maaß seines Christenthums und seines Glaubens steigt. Er weis, daß sein Mittler ihm die schönsten Aussichten zu höhern und nie wandelbaren Vollkommenheiten verschafft hat; daß sein Tod seinen Tod geheiliget, und zu einem Wege eingeweihet hat, auf welchem er zu ihm gelangen kann: aber doch weis er auch, daß er, wegen der seiner Menschheit immer anklebenden Schwäche, diese große Trennung der Seele

von dem Körper, als eine Furcht, die er immer zu bekämpfen hat, besiegen muß. Fragt man hierbey nach der Ursache, so antwortet uns unsre göttliche Religion: der Tod ist die Strafe der Sünde, des Unrechts, und der Undankbarkeit, welche alle Menschen gegen den unendlich Gütigen begehen.

Hierbey möchte Ihnen einfallen, was hat da das Christenthum vor dem natürlichen Zustande der Menschen voraus? O! unendlich vieles. Die Liebe zu Gott, und für den göttlichsten liebevollen Mittler erheitert die Seele, und das Herz des Christen, daß kein ängstliches Zagen bey diesem wichtigen Schritte Macht über ihn hat. Der alles überwiegende Gedanke, nach dieser Trennung aus der Hand der getödteten Liebe Unvergänglichkeit und Leben, Freuden, die kein Maaß bestimmen kann, ja einst den der Erde zur Verwesung anvertrauten Körper wieder zu erhalten, und mit der Seele vereinigt zu sehen: dieses sind die erhabnen und unwandelbaren Stützen, die ihn aufrecht halten, wenn sein Herz bey der Annäherung des Todes erschrecken und zagen will.

Sollte es da nicht der höchsten Klugheit gemäß seyn, zu wünschen, sein Leben bald geendigt zu sehen, um zum Genuß aller so hohen Vollkommenheit zu kommen? Nein, mein Geliebter!

hier

hier antwortet uns die göttliche Religion: Des Herrn Wege sind nicht eure Wege; wer hat seinen Willen vorher erkannt? Wie leicht könnte man nicht bey diesem Wunsche einen Fehltritt thun, die Gottheit durch Voreiligkeit beleidigen, und undankbar werden, da wir das von der Gottheit gesetzte Ziel unsers Lebens nicht wissen, noch wenn diese wichtige Veränderung mit uns erfolgen soll.

So wie es höchst unanständig wäre, und Undank und Unzufriedenheit verriethe, wenn ein Mensch eine Wohlthat so überkäme, selbige so lange zu geniessen, bis der gütige Geber sie wieder fordern würde, wenn der Mensch dieser Wohlthat überdrüßig wäre, und wünschte, derselben entledigt zu seyn, eben so ist das Verhältniß zwischen Gott und allen Menschen. Das Leben, ein Geschenk und große Wohlthat der Gottheit, wird überdieß ein Mittel zur Erlangung der künftigen Glückseligkeit, und nie kann man diese Zubereitungszeit lange genug geniessen.

Nun werden Sie ohne Zweifel mit mir einstimmen, daß, wenn das menschliche Leben mit noch so viel Elend umgeben ist, wenn noch so viele Schwachheiten uns dasselbe entbehrlich zu machen suchen sollten: so ist es doch eine wahre Wohlthat, eine kostbare Frist, in welcher wir uns recht würdig zubereiten sollen, ein herrli-

ches ausgezeichnetes Glück, womit uns die Gottheit beschenkt.

Sollte ich nun noch anstehen, Ihnen baldige Wiedererlangung Ihrer Gesundheit nicht nur anzuwünschen, und von Gott zu erbitten; sondern auch mir angelegen seyn zu lassen, Sie freundschaftlichst zu ersuchen, daß Sie immer mehr das Ihrige thun möchten, die Mittel anzuwenden, welche Religion und Aerzte darbiethen? Wie viel würden Sie dann nicht bey wiedererlangter Gesundheit inniges und wahres Vergnügen empfinden, in dieser Welt noch manches Gute zu verrichten, das der Gottheit angenehm, Ihnen erfreulich, und Ihren Mitmenschen ersprieslich sey! Und was für beruhigende und entzückende Freude wird dann in den Herzen Ihrer Freunde erwachen, welche in Ihnen ein stilles Vergnügen nähren wird!

Auch für Ihren Freund wird es Entzückung seyn, erfreuliche Nachrichten bald von Ihrer Wiedergenesung zu erhalten. Ich liebe Sie zu innig, verehre Sie zu sehr, als daß ich dieses nicht herzlich wünschen sollte. Dieser Liebe, dieser Hochachtung schreiben Sie es ganz zu, daß ich so viel und so offenherzig hier niedergeschrieben habe. Möchten doch diese Ergiessungen meines um Sie zärtlich besorgten Herzens Sie ganz versichern, daß ich noch immer bin, und auch jenseits des Grabes seyn werde u. s. w.

Zwanzigster Brief.

Vom Lande, an einen Freund in der Stadt, von Jahr 1755.

Mein Herr!

Hier bin ich unter der schönsten Zone, die je einen Sterblichen gedeckt hat. Die Natur scheint, wie nach einem Schlummer, schöner zu erwachen, und meine Gesundheit nimmt mit den wachsenden Tagen zu. Alles, was erscheint, kömmt mir neu und verschönert, ja so vor, als wenn ich noch niemals den Himmel und die Erde so schön gesehen hätte. Wie unglücklich ist man doch in den Städten, wo man alle diese Reize entbehren muß! Wie glücklich bin ich, daß ich durch die großmüthige Güte meines verehrungswürdigen Gönners und Wirths dieses Glück geniessen kann! Urtheilen Sie selbst von meinem Glücke.

Das Zimmer, wo ich den erquickenden Schlaf geniesse, führt die Aussicht in die lachendste Gegend. Eine weite Ebene mit vielen kleinen, und fast unmerklichen Erhöhungen geziert, die man alle übersehen kann, ist der Gegenstand meiner Aussicht, und das aufgeschlagene Buch des Schöpfers, woraus ich seine Größe und Güte studiere.

Früh, wenn die holde Sonne die Natur schöner malt, wenn sie den jungen Tag ziert, und allen Geschöpfen Freude einflößt, erwache ich. Schnell verlasse ich mein Lager, und eile der jungen Sonne ans Fenster entgegen. Welch ein herzschmelzender Anblick! welche wonnetrunkene Entzückung! welch eine selige Regung strömt dann durch mein Herz! Ganz im Gefühl der Unwürdigkeit, der Demuth, hebe ich meine Hände auf zur segnenden Gottheit. Dank, feuriger Dank schwellt meine Brust auf, und belebt meine Lippen. Ewige Güte! breche ich dann laut aus, welch Glück, welche Seligkeit gönnest du mir! Ermattet hingesunken auf mein Lager umgaben mich die Schatten der Nacht, und deine Obhut deckte mich. Mir selbst unbewußt, lag ich unter deinem Schirm, und meinem doch noch fortwirkenden Geiste sprachst du Friede zu, und schonende Gnade. Tausend drohende Gefahren, die der wuthschnaubende Feind deiner Menschen ersann, zernichtetest du, und wachtest mit zärtlicher Liebe über deine Freunde, und mit schonender Vatergüte über deine undankbaren Geschöpfe. Die Sonne verscheuchte nach und nach die Schatten der Nacht; und dann trat sie selbst in blitzendem Gewande hervor, deine Güte, und deine immer neuwerdende Gnade deinen Geschöpfen ohne Unterschied zu predigen. Sieh, Allgütiger! hier steh ich, dir armen, schwachen Dank zu lallen. O! nimm ihn gnädig an!

So

So im Gefühle des Dankbaren würden Sie mich am Fenster erblicken. Mein gieriger forschender Blick leitet mich alsdenn durch Auen, welche mit Bäumen, Früchten, Blumen und Gras prangen. In weiterer Entfernung erhebt sich ein dicht belaubtes Wäldchen, über welches die Sonne immer weiter heraufsteigt. Die erwärmenden Strahlen, die von ihr ausfliessen, locken der Erde die Dünste ab, welche sie in kleine Tropfen zerschmilzt, und womit sie wohlthätig die Erde netzt. Da hängen die silbernen Tröpfchen, und in ihnen spiegeln sich die Strahlen der Sonne.

Das Wild sucht durch seiner Stimme Laut die Sonne zu begrüssen, und seinen wohlthätigen Schöpfer zu loben, und es findet seine Nahrung. Die Arbeiter des Feldes beleben die Auen, und die muntern Heerden, so wie die Töne und der Gesang frölicher Schäfer, lassen die Gegenden angenehm wiederhallen. Nun eile auch ich hinaus, und jedes mir aufstossende Gräschen, jede mir entgegen lächelnde Blume, jeder sanft lispelnde Baum reitzt meine Aufmerksamkeit, belebt meine Empfindungen, und rührt mein Herz mit sanftem Schauer. Alles reißt mich zur Bewunderung, zur innigen Dankbarkeit hin.

Ich nähere mich den Feldarbeitern; ich spreche mit ihnen, und finde so viel Einnehmendes,

so viel Unschuldiges, und so viel Treuherziges, daß ich ganz Freude werde. Nun kehre ich zurück, und lobe meinem gütigen Wohlthäter und Wirth, der nun schon angekleidet ist, den schönen Morgen vor. An seiner Seite eilen wir in den Garten, wo wir etwas zu uns nehmen, und das Angenehme des Gartens durch die Lesung eines guten Buchs würzen. Noch vor Tische eilen wir auf die nächsten Felder, wo wir uns mit den Arbeitern unterhalten, und alsdenn kehren wir wieder nach Hause. Gemeiniglich vermehrt ein erbethener Freund unsere Gesellschaft, und unter angenehmen Gesprächen speisen wir. Nach Tische ruht man ein wenig, und alsdenn wird ein etwas ferner Spatziergang gemacht, oder es wird ausgefahren. Nach der Zurückkunft liest man das, was die Zeitungen von allen Reichen neues und merkwürdiges liefern. Wir sprechen ein wenig, und diese Gespräche werden bey einer sparsamen Abendmahlzeit fortgesetzt. Nach Endigung derselben ist jeder für sich, und ich eile in mein Zimmer, oder hinaus auf eine kleine Anhöhe.

So wie die Sonne und ihre Strahlen nach und nach entflohen sind, erblicke ich ein eben so prächtiges Schauspiel, als mir der Morgen darstellte. Die glänzenden Sterne ziehen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Schenkte mir der Morgen herrliche Aussichten, die mir die

Größe

Größe des Schöpfers darstellten: so thut es die sternvolle Nacht doppelt. Welch ein heiliger Schauer verbreitet sich durch alle meine Glieder! Ich erblicke eine unüberschauliche Ferne über mir. Die unzählbaren Sterne, die fern über mir im Ocean des Aethers schwimmen, predigen mir alle laut: groß ist Jehova, groß unser Schöpfer!

Ich finde so viel abwechselndes, daß mein Auge sich verliert. Einige Sterne steigen majestätisch herauf, und andere gehen mit merklicher Größe unter. Einige prangen mit ihrem hellscheinenden Lichte, gleich der holden Sonne; andere blinken silberfarbig, wie der sanfte Mond. Sollten sie wohl auch Aufenthalte vernünftiger Geschöpfe seyn? Meine Vernunft schweigt, und mein Herz findet viel Großes, das dem Schöpfer würdig ist, in diesem Gedanken, und er flößt mir tief anbethende Ehrfurcht ein. Ja, ohne Zweifel hat die Güte und Allmacht des Schöpfers seiner Weisheit würdige Geschöpfe darinn aufgestellt. Gott, wie groß, wie anbethungswürdig bist du!

Aber ein neuer großer Gedanke erwacht in mir beym Anblicke des gestirnten Himmels; sollte ein menschlicher Blick, wenn er auch durch die Kunst noch so sehr unterstützt wird, die Gränzen deines Himmels, o Gott! finden, und bestimmen können? Hier sinkt die kühne Ver-

nunft

nunft unmächtig zurück. Sie will die Werke des Ewigen fassen, und kann es nicht. Sie will mit Adlersflügeln aufstreben, muß aber zurück in den Staub sinken. So bist du, Gott, unendlich erhaben, unerreichbar! Und ein Sterblicher sollte die Gränzen deiner Welt bestimmen, deine Weisheit ergründen, und deine Allmacht fassen können?

Mit solchen fruchtbaren Gedanken eile ich nach Hause, und mit Beschämung, und Demuth danke ich dem Wohlthäter der Menschen, dessen Güte unnennbar ist, für alle Freuden, deren ich mich unwerth achte, und beschämt sinke ich auf mein Lager.

Sehen Sie, solche Freuden, solche Wonne, solch Vergnügen geniesse ich hier. Möchten Sie doch eilen, Antheil an selbigem zu nehmen! Mein gütiger Gönner ladet Sie großmüthig dazu ein. So kommen Sie denn, empfinden Sie ganz mit mir alles das Herrliche, alles das Entzückende, alles das Bewunderungsvolle, und alles das, was uns unaufhaltsam zur Bewunderung der Größe des Schöpfers hinreißt. Schmecken Sie alle Freuden mit, welche das Land schenkt, und geniessen Sie die heitre Luft mit, die den Körper verjüngt. Kommen Sie! Mit der innigsten Hochachtung von völliger Ergebenheit genährt, erwartet Sie u. s. w.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klemens XIV., Papst, 1705-1774 / Piccolmini, Baptista / Zell, ...

Merkwürdige Briefe des Pabstes Clemens des XIV. (Ganganelli) als eine Nachlese zu den schon öffentlich bekannt gemachten Briefen desselben

Bd.: 5

Frankfurt ; Leipzig (1780)

Epist. 177 e-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402522-5
VD18 80336671-001